

Alexander von Humboldt

Die Wiederentdeckung Amerikas

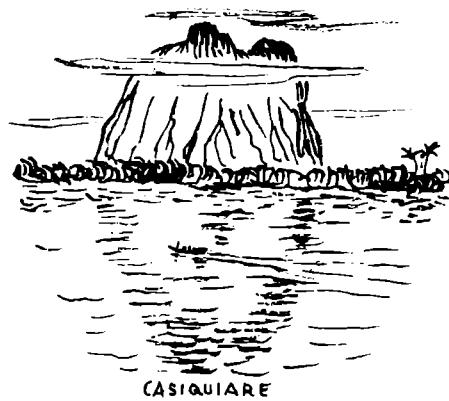




ALEXANDER VON HUMBOLDT
(1769–1859)

ALEXANDER VON HUMBOLDT

DIE WIEDERENTDECKUNG
AMERIKAS



DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Zusammengestellt, bearbeitet und mit einem Abriß
von Alexander von Humboldts Leben und Wirken
versehen von
Paul Kanut Schäfer

Einband: Rene Hendrix
Illustrationen: Ernst Jazdzewski



7. Auflage 1979

© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1959

Lizenz-Nr. 304-270/351/79 – (74)

P 5932/2

Lichtsatz und Repro: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Karl-Marx-Werk Pößneck

LSV 7851

Für Leser von 13 Jahren an

Bestell-Nr. 630 414 9

DDR 4,80 M

„LIEBER APOTHEKER ALS KAMMERHERR“

Der Bataillenlärm des Siebenjährigen Krieges war verhallt, als Alexander von Humboldt in Berlin geboren wurde. Seine Knabenseele glühte sachte für Friedrich II., den legendären Alten in Sanssouci.

Als Alexander zehn war, begannen die nordamerikanischen Kolonien ihren Unabhängigkeitskampf gegen das englische „Mutter“land. Vielleicht träumte Alexander, wenn er an Ruhm und Größe dachte, in diesen Jahren davon, an der Seite des Generals Washington über die windgefeigten Weiden von Pennsylvanien zu reiten oder sich am Lagerfeuer bei den Saratoga-Quellen niederzulassen und die rauhen, bäurischen Rebellenlieder mitzusingen, die von den Catskillbergen widerhallten.

Die Humboldtsche Familie war erst wenige Jahrzehnte vor Alexanders Geburt geadelt worden. Alteingesessene, stock-preußische Junkerfamilien rümpften die Nase, wenn sie „Freiherr“ zu Alexander und seinem Bruder Wilhelm sagen mußten. Natürlich gingen die jungen Freiherren nicht in eine öffentliche Schule, sie bekamen Privatunterricht und hatten einen „Hofmeister“. Aber der Humboldtsche Hofmeister Christian Kunth war ein junger, zwanzigjähriger Bürgersmann mit freiheitlichem Sinn. Nicht zuletzt ihm verdankte es Alexander, daß wir von ihm sagen dürfen: Er war ein Demokrat.

Sehr gut lernte er in seiner Kindheit übrigens nicht. Er war zwar ungeheuer fleißig, aber seine Auffassungsgabe war schwerfällig und trieb die Lehrer oft zur Verzweiflung. Zudem kränkelte er ständig und war körperlich schwach. Es steht nirgends geschrieben, wie oft sich die Brüder gebalgten und gekämpft haben. Aber wenn sie es überhaupt jemals getan haben, dann hat Alexander mit Sicherheit dabei den kürzeren gezogen.

Wie gesagt: Man weiß nicht, ob sie es überhaupt getan haben, die Mutter hätte es jedenfalls nicht sehen dürfen. Sie war eine

steife Frau, die die Ruhe und das Gleichmaß ihres Lebens über alles schätzte. Immer und ewig spielte sie Whist mit ihren Verwandten, ihre Stimme war immer gleichmäßig sanft. Ihr Aussehen, ihre Haltung, ihre Kleidung veränderten sich im Lauf der Jahre kaum. Auf dem Sofa ihres Salons lag tagaus, tagein der alte Hund Belcastel.

Der Vater aber, der heiterer gewesen war und hin und wieder auch laute Fröhlichkeit um sich verbreitet hatte, starb, als Alexander erst zehn Jahre alt war.

Ja, „Schloß Langweil“ nannten die Brüder den Humboldtschen Landsitz in Tegel bei Berlin. Sie waren doch jung und erlebnishungrig, und in Tegel passierte rein gar nichts, was diesen Hunger hätte stillen können.

Wilhelm las gierig, was die Gelehrten und Dichter von der Vielfalt des Lebens aufgeschrieben hatten. Alexander aber zog es hin zu dem wirklichen vielfältigen Leben. Er fand es vor allem in der Natur. Die Pflanzen, Steine und Insekten in den Tegeler Gärten sammelte er eifrig, ihnen galt seine Liebe und sein Fleiß. Eine seiner Tanten, die Frau eines königlich-preußischen Kammerherrn, fragte ihn einmal sehr von oben herab, ob er denn etwa Apotheker werden wolle.

„Doch lieber Apotheker als Kammerherr!“ war die schlagfertige Antwort.

Damit hatte er seinen Spitznamen weg: Den „kleinen Apotheker“ nannte man ihn.

Natürlich war von der Mutter längst vorausbestimmt, was die Brüder einmal werden sollten. Sie sollten Rechtswissenschaft und Staatswirtschaft studieren und dann in den Dienst des Königs treten.

Aber wie und wo sollte man denn im preußischen Militär- und Beamtenstaat studieren? In den preußischen Städten wurde die Entwicklung von Handwerk und Industrie durch den Zunftzwang in allerengsten Grenzen gehalten. Auf dem Lande galt noch die mittelalterliche Erbuntertänigkeit.

Lessing nannte Preußen „das sklavischste Land in Europa“ – er hatte es zwei Jahre vor Alexanders Geburt verlassen, wie auch andere große Deutsche dieses „Vaterland“ verließen: der Altertumsforscher Winckelmann und die Dichter Klopstock und Herder. Kant, der die klassische deutsche Philosophie auf ihren Höhepunkt führte, lebte weit vom Schuß in Königsberg. Was hätte er auch in Berlin gesollt?

Die von Leibniz, dem großen Universalgenie, gegründete Akademie war längst zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Statt mit wirklicher Wissenschaft befaßte sie sich mit solchen Gaukeleien und Hirngespinsten wie der Gewinnung von Gold aus Salz. Als dagegen der Apotheker Sigismund Markgraf das „süße Salz“ in der Rübe, nämlich den Rübenzucker, entdeckt hatte, war er ausgelacht worden.

Zu einer Universität hatte es die preußische Hauptstadt noch gar nicht gebracht.

Die Hofgesellschaft war froh, daß es mit der strengen Zucht Friedrichs II. vorbei war, und begann ein zügelloses Leben. Der neue König, Friedrich Wilhelm II., trieb es nach Kräften mit. Gleichzeitig aber durfte der freie Mann weniger denn je sagen und schreiben, was er wollte, nicht einmal über den lieben Gott. Dafür sorgte der Minister Wöllner mit scharfen Zensurbestimmungen und einem Religionsedikt.

In Frankreich aber stand das Volk auf und jagte mit revolutionärer Kraft seine feudalen Unterdrücker von den Thronen. Alexanders Bruder Wilhelm fuhr damals nach Paris, die blau-weißrote Kokarde der französischen Republik am Hut, und sah die Niederlage des Despotismus mit eigenen Augen.

Gewiß, auch in Preußen waren die Freiheitsideen der Französischen Revolution wirksam, auch der Berliner Jugend fuhr die deutsche Sturm-und-Drang-Dichtung ins Herz und in die Glieder. Alexander und sein Bruder waren eng befreundet mit den Anhängern dieser Ideen.

Aber die Mittelpunkte der deutschen Wissenschaft und Kunst,

der bürgerlichen Freiheitsbestrebungen und Versuche zur Erneuerung der deutschen Nation waren nicht in Preußisch-Berlin. Sie waren in Jena und Weimar, wo Goethe, Schiller und Herder lebten, und in Göttingen, der Wiege der deutschen Naturwissenschaft. Dorthin zog es Alexander und Wilhelm.

Für jemanden, der aus dem Preußischen kam, war das hannoversch-englische Göttingen wahrhaftig schon die große Welt, und die Stürme der Erneuerung, die über sie hinweggingen, waren hier gleich viel stärker zu spüren. Studenten aus allen europäischen Ländern saßen hier zu Füßen des großen Satirikers und Mathematikers Lichtenberg und des Altertumswissenschaftlers Heyne.

Während einer Rheinreise lernte Alexander Heynes Schwiegersohn kennen: Johann Georg Forster. Welch ein Mann! Als er so alt gewesen war wie Alexander jetzt, nämlich zwanzig, hatte er mit dem Engländer James Cook bereits die Welt umsegelt. Alexander wäre nicht wirklich jung gewesen, hätte er sich für diesen Mann nicht begeistert. Zusammen mit ihm unternahm er seine erste größere Reise, die ihn durch die Niederlande, nach England und Frankreich führte.

Forster verstand zu reisen. Mit dem scharfen Blick des Naturforschers verband er das tiefe Verständnis für Geschichte, Politik, Wirtschaft und Kunst. Forster war allerdings mehr als nur Forscher. Er war Revolutionär. Gemeinsam mit anderen Männern führte er einen heldenhaften Kampf darum, den Sieg der Französischen Revolution auch auf Deutschland zu übertragen.

So weit vermochte Humboldt seinem Vorbild nicht zu folgen. Zwar sah auch er auf seinen Reisen, was Forster gesehen hatte, daß nämlich eine Welt schlecht eingerichtet war, in der es Herrn und Sklaven, Ausbeuter und Ausgebeutete gab. Aber den politischen, den revolutionären Kampf um die Veränderung der Welt aufzunehmen, dazu war Alexander von Humboldt nicht der Mann.

Er trat vorerst sogar in den verhaßten preußischen Staatsdienst

ein, in die Bergbauverwaltung. Noch nicht einmal dreißig Jahre alt, wurde er Oberbergmeister für die fränkischen Bergbaubiete. Jetzt zeigte sich bereits, was in ihm steckte. Er war entsetzt über die heruntergewirtschafteten Gruben und die schamlose Ausbeutung der Bergleute.

In seinen Briefen können wir lesen, daß er nicht etwa in der Stadt wohnte, sondern „auf dem hohen Gebirge, in Steben und Arzberg, zweien Dörfern im Fichtelgebirge“, mitten unter den Grubenarbeitern.

Er forderte die Physiker auf, sich mehr mit den gefährlichen Grubengasen zu befassen, die das Leben der Arbeiter bedrohten. Vor allem aber kümmerte er sich selbst darum. Er erfand eine Sicherheitslampe und eine Atmungsmaschine und probierte beide selbst unter Tage aus. Oft genug geriet er dabei in Lebensgefahr. Er sah, wie so mancher Bergmann verunglückte, dem es an der richtigen fachlichen Ausbildung fehlte. Auf eigene Kosten gründete er deshalb zwei bergmännische Freischulen.

Mit voller Berechtigung durfte er schreiben: „Das Vertrauen der Menschen habe ich ...“ Und ein andermal: „Das allgemeine Vertrauen, das der Bergmann mir überall zeigt, macht mir meine Arbeit lieb ...“



Durch sein Bergamt hatte Humboldt Gelegenheit zu umfangreichen Studien und Experimenten. Von den Pflanzen und Gesteinen bis zur chemischen Zusammensetzung der Luft untersuchte er alles und jedes. Er unternahm Reisen in die bayrischen und salzburgischen Salinen und in die galizischen und schleisischen Bergbaureviere. Und was er unterwegs fand, verglich er mit seinen fränkischen Studien.

Einen besseren Oberbergmeister hatte der preußische König wahrhaftig nie zuvor gehabt. Deshalb wollte er ihn auch durch eine schnelle Karriere für immer an den Hofdienst fesseln.

Aber wie verhielt sich Humboldt?

Er schrieb aus Franken an einen Freund: „Ich bin versetzt als Bergrat nach Berlin, wahrscheinlich mit 1500 Talern Gehalt (hier habe ich 400), soll nur wenige Monate in Berlin bleiben und dann wahrscheinlich die Direktion in Westfalen oder Rothenburg übernehmen mit 2000–3000 Talern. Ich schlage aus. Meine alten Pläne bleiben dieselben: Ich nehme in zwei Jahren den Abschied und gehe nach Rußland, Sibirien oder sonstwohin.“

Der König ernannte den 25jährigen sogar zum Wirklichen Oberbergrat; mit Leichtigkeit hätte es Humboldt auch zum Minister bringen können. Aber er blieb fest.

Neue Reisen führten ihn nach Italien und in die Schweiz.

In Pavia traf er mit dem italienischen Physiker Volta zusammen. Volta und sein Landsmann Galvani waren mit interessanten Experimenten beschäftigt. Sie erzeugten elektrische Spannung, indem sie zwei Froschschenkel durch einen Metallbogen miteinander verbanden. Seit langem stritten sie darüber, wo die Quelle dieser Elektrizität zu suchen sei, in den Froschschenkeln oder in den Metallbögen.

Humboldt interessierte sich so stark dafür, daß er die Experimente an sich selbst vornahm. Dazu brachte er sich große Wunden auf dem Rücken bei, die er dann mit verschiedenen Metallen berührte. Er scheute kein Opfer, keinen Schmerz, wenn es um die Erkenntnis der Zusammenhänge in der Natur ging.

Als das Jahr 1796 sich seinem Ende zuneigte, starb Humboldts Mutter. Das ansehnliche Vermögen wurde zwischen den Brüdern ehrlich geteilt. Mit einem Schlage war Alexander ein reicher Mann; 90 000 Taler besaß er auf einmal.

Jetzt, da er die nötigen Gelder hatte, rückten seine Weltreisepläne in greifbare Nähe.

Einige Monate verbrachte er bei der Familie seines Bruders in Jena. Mit Goethe, dem er schon früher begegnet war, schloß er in dieser Zeit Freundschaft fürs Leben.

Dann aber hielt es ihn nicht mehr, er wollte hinaus in die Welt.

In Paris, wo er die Instrumente und Apparate für seine Forschungsreise einkaufte, wurde er von den Gelehrten wie ein Fürst empfangen.

Und in der Tat: Alexander von Humboldt, 28 Jahre alt, war bereits ein König der Naturwissenschaft.

Im Hotel Boston, in dem er wohnte, begegnete er manchmal in der Pförtnerloge einem jungen Mann, der offenbar im gleichen Hause wohnte und ständig eine Botanisertrommel mit sich trug. Der Mann war offensichtlich ein leidenschaftlicher Pflanzensammler. Also sprach Humboldt ihn an – und er lernte den Gefährten seiner künftigen amerikanischen Abenteuer kennen: Aimé Bonpland.

Immer wieder setzte Humboldt alles auf eine Karte, um seine Reisepläne endlich zu verwirklichen. Doch immer wieder war es Napoleon, der die Völker Europas nicht zur Ruhe kommen ließ und damit alle Pläne zunichte machte.

Zuerst, 1797, wollte Humboldt die vulkanischen Gebiete Italiens und Siziliens durchforschen. Aber Bonaparte führte Krieg in Mittel- und Oberitalien. Als es zum Frieden kam, war schon Oktober, und um diese winternahe Jahreszeit konnte man vor anderthalb Jahrhunderten die Alpenpässe nur schwer überqueren.

Dann boten sich Humboldt verschiedene Möglichkeiten zu einer Expedition nach Ägypten. Just zu dieser Zeit setzte Napo-

leon Bonaparte mit 25 000 Mann auf 440 Schiffen nach Nordafrika über und überfiel Ägypten mit Feuer und Schwert.

Schließlich machten sich Humboldt und Bonpland auf den Weg nach Spanien, um von dort aus nach Amerika in die spanischen Kolonien zu gelangen. Würden sie wieder einen Fehlschlag hinnehmen müssen?

Nahezu 300 Jahre zuvor hatten die Konquistadoren, die Eroberer, die riesigen Gebiete in Amerika mit blutiger Gewalt in spanischen Besitz gebracht. Sie wurden seidem verwaltet von den Vizekönigen und Generalkapitänen des spanischen Königs und von Mönchen der spanischen katholischen Kirche. Diese Mönche, die sich Missionare nannten, brachten den indianischen Eingeborenen auch einiges Gute. Sie gründeten zum Beispiel Dörfer und in manchen dieser Dörfer sogar Schulen. Einige lehrten die Indianer auch neue landwirtschaftliche und handwerkliche Arbeitsweisen.

Aber dafür mußten die Indianer teuer bezahlen.

Mit Gewalt und List wurden sie gezwungen, dem christlichen Gott im Himmel zu gehorchen. Und wem sollten sie auf Erden gehorchen? Natürlich den „Abgesandten Gottes“, den Missionaren, und dem König, aus dessen Land die Missionare kamen: dem spanischen König.

So wurde den Indianern mit dem Glauben ihrer Vorfahren auch die Freiheit genommen. Sie wurden zu Sklaven und Ausgebeuteten erniedrigt. Was sie mit ihrer Hände Arbeit schufen, gehörte nicht mehr ihnen selbst, sondern den fremden Eroberern, und die Missionare behaupteten frech: Gott wolle das so. Die Mönche nannten sich zwar Missionare, aber im Grunde waren sie nichts anderes als spanische Kolonialbeamte.

Riesige Reichtümer hatte Spanien auf diese Weise seit 300 Jahren aus seinen Kolonien gesaugt. Aber jetzt war Spanien in Gefahr, diese Quelle des Reichtums zu verlieren. Von einem unfähigen Königshaus regiert, befand sich das Land in der Klemme zwischen den verfeindeten Mächten England und

Frankreich. Es kämpfte mal auf der einen, mal auf der anderen Seite. Seit 1796 war es mit Frankreich verbündet; 1797 wurde die spanische Flotte von der englischen geschlagen. England, zu dieser Zeit die stärkste Seemacht der Welt, schnitt seitdem den Verkehr zwischen Spanien und dessen Kolonien durch Blockade und Kaperschiffe fast völlig ab.

In dieser Situation hatte die spanische Regierung gar keine Lust, irgendwelchen Fremden die Einreise in die gefährdeten Kolonien zu gestatten.

Aber Humboldt hielt unbeirrbar fest an seinen Plänen. Zudem war er nicht irgend jemand; sein Forschername hatte Klang und Gewicht auch in Madrid. Er fand einsichtsvolle und einflußreiche Männer, die ihm und Bonpland Sonderpässe mit unbeschränkten Vollmachten für den Aufenthalt in den Kolonien und zur Benutzung der wissenschaftlichen Instrumente verschafften.

Gegen die englische Blockade kam ihnen das Wetter zu Hilfe. Sturmböen wüteten in den ersten Junitagen des Jahres 1799 vor der spanischen Nordküste und warfen von Stunde zu Stunde höhere Wellenberge in die Bucht von La Coruña und El Ferrol. Die englischen Kriegsschiffe, die beide Häfen blockierten, drohten an den steilen Uferklippen zu zerschellen und schäumten mit ächzenden Masten ins Meer hinaus, um sich zu retten.

In El Ferrol nahm unterdes die spanische Fregatte „Pizarro“ in aller Eile Kisten voller Bücher und Instrumente an Bord: Sextanten und Chronometer, Thermometer und Barometer, Mikroskope – lauter empfindliches, zerbrechliches Zeug. Jetzt, da die Engländer vom Sturm vertrieben worden waren und genug damit zu tun hatten, sich über Wasser zu halten, wollten Humboldt und Bonpland es wagen, die Blockade zu durchbrechen.

Am 5. Juni drehte der Sturm von Nordwest auf Nordost und ließ etwas nach. Dichter Nebel lag über dem Horizont. Noch ehe die englischen Blockadeschiffe den Küstenstrich wieder erreichen konnten, hatte die „Pizarro“ die Hafeneinfahrt passiert. An der Reling standen wortlos vor Freude der französische Arzt und

Botaniker Aimé Bonpland und der deutsche Naturforscher Alexander von Humboldt. Vor ihnen lag das Ziel ihrer Wünsche und ihres Forschungsdranges: Amerika, der neue Kontinent ...

Nach fünf vollen Jahren erst kehrten sie zurück nach Europa, nunmehr weltberühmt.

Aus dem „kleinen Apotheker“ war „der zweite Kolumbus“, der „Wiederentdecker Amerikas“ geworden. So nannte man ihn jetzt.

Da nur selten Briefe von ihm die Heimat erreicht hatten, war er bereits totgesagt worden. Einmal sollten die „Wilden“ ihn umgebracht haben, ein andermal verbreiteten die Zeitungen, er sei am gelben Fieber gestorben. Wer auch hätte jemals gedacht, daß er, der ehemals so schwächliche und kränkliche Knabe, einen fünfjährigen gefahrsvollen Streifzug durch tropische Urwälder und über eisige Hochebenen gesund überstehen würde.

Alexander von Humboldt kehrte gestählt zurück, ein fünfunddreißigjähriger Mann. Für weitere fünfundfünzig Jahre härtester Arbeit sollte seine Lebenskraft noch reichen.

Wie sah es in Europa aus? Im Jahr von Humboldts Rückkehr erhob sich Napoleon zum erblichen Kaiser über Frankreich. Das darauffolgende Jahrzehnt war erfüllt vom Schlachtenlärm seiner Eroberungskriege gegen Österreich, Preußen, Russland, Schweden und von den Freiheitsrufen der Völker, die sich gegen den Unterdrücker erhoben und ihn 1815 endgültig besiegten.

Humboldt kämpfte den Freiheitskrieg seines Volkes nicht mit, jedenfalls nicht mit der Waffe in der Hand. All seine Kraft warf er auf die Verarbeitung des riesenhaft umfangreichen Forschungsmaterials, das er und Bonpland aus Amerika mitgebracht hatten. In unermüdlicher Tätigkeit faßte er das ganze Naturwissen seiner Zeit zusammen. Durch seine Forschungen und die Auswertung ihrer Ergebnisse begründete er eine Reihe neuer Wissenschaften: die vergleichende Erdbeschreibung, die Hydrographie, die Tier- und Pflanzengeographie, die Klimatologie und andere.

Vor allem aber: Er brachte sein riesiges Wissen nicht nur bei den Gelehrten an den Mann, sondern trug es auch unters Volk. Er begann in der Berliner Universität, die sein Bruder gegründet hatte, öffentliche Vorlesungen zu halten. Sie waren kostenlos, obwohl er sein ganzes Vermögen bis auf den letzten Pfennig schon der Wissenschaft zum Opfer gebracht hatte. Arbeiter, Handwerker und Bürger strömten in Scharen herbei. Bald erwies sich der Universitätssaal zu klein. In der Singakademie, dem größten Saal Berlins, mußte er eine zweite Vortragsreihe eröffnen, um dem Andrang des „gemischten Publikums (König und Maurermeister)“ gerecht zu werden.

„Achthundert Menschen atmen kaum, um den Einen zu hören“, schrieb der Dichter und Schauspieler Holtei an Goethe.

Diese Vorträge und Humboldts Reisebücher waren der Beginn der Populärwissenschaft, der wissenschaftlichen Bildungsvereine und der Volkshochschulen.

So wurde seine Wissensmacht eine volkstümliche Macht, „zu einem Hebel geistiger Befreiung des Volkes“.

Am Abend seines langen Lebens, 1848, als er ein fast achtzigjähriger Greis war, hochberühmt und geehrt in aller Welt, waren es deutsche Revolutionäre, Berliner Arbeiter, Handwerker und Bürger, die ihn zu sehen verlangten. Dichtgedrängt standen sie vor dem Berliner Schloß. Der König hatte der Volksbewaffnung zustimmen und sich vor den toten Barrikadenkämpfern, die auf dem Schloßplatz aufgebahrt lagen, entblößten Haupts verneigen müssen. Die lebenden Kämpfer aber riefen nach Alexander von Humboldt, dem einzigen Demokraten am preußischen Hof.

Gebirge, Städte und Meeresbuchten, eine Meeresströmung, ein Fluß, ein See und ein Gletscher wurden nach ihm benannt, heißen heute noch so und tragen seinen Namen weiter fort durch die Jahrhunderte.

Und nun lest, was Alexander von Humboldt selbst über seine Amerika-Reise aufgeschrieben hat. Der erste Teil dieser Ex-

pedition führte ihn und seinen Gefährten Bonpland von der Stadt Caracas aus durch die Llanos (Steppen) bis an den Rio Apure, dann im Einbaum flußabwärts bis zur Einmündung des Rio Apure in den gewaltigen Orinoko, von hier stromaufwärts bis zum Rio Negro und schließlich auf dem Orinoko zurück bis zu der Stadt Bolivar, die damals noch Angostura hieß. Von Angostura aus erreichten sie auf dem Landweg wieder die Küste bei der Stadt Neu-Barcelona.

Nach Forschungsarbeiten auf der Insel Cuba unternahmen Humboldt und Bonpland eine zweite große Expedition ins Innere Südamerikas.

Sie fuhren im Einbaum den Magdalenenstrom hinauf bis nach Honda. Von hier aus zogen sie auf Maultieren und zu Fuß über die 3000 und 4000 Meter hohen Andenpässe und durch das ehemalige indianische Inka-Reich bis nach Lima, der Hauptstadt des heutigen Staates Peru.

Als sie vom Gebirge nach der Stadt Trujillo hinabstiegen, sahen sie zum ersten Mal das riesige Meer, das die Namen Großer Ozean, Stiller Ozean, Pazifik und Südsee trägt.

Ausschnitte aus diesen beiden großen Abschnitten der Amerika-Reise – die erste Expedition von Caracas bis zum Rio Negro und zurück nach Neu-Barcelona und die zweite Expedition von Honda bis Trujillo – bilden den Inhalt dieses Buches. Sie wurden aus verschiedenen Werken Humboldts zusammengestellt (siehe Quellenverzeichnis).

Nehmt die Landkarte, die zum Buch gehört, zu Hilfe. Auf ihr findet ihr alle wichtigen, von Humboldt genannten Orte, Flüsse und Berge eingezeichnet. Folgt seinen Erlebnissen auf den großen Strömen Südamerikas und in der Gebirgswildnis der Cordilleren.

Die Reise dorthin war sein Kindheits- und Jugendtraum. Mit beispielhafter Tatkraft und Tapferkeit hat er ihn verwirklicht.

Paul Kanut Schäfer



DIE STEPPE

Wenn man die Bergtäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln, wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ersten Schatten der Kakaobüsche zurückläßt, so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindender Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich in dem unermesslichen Raume. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter.

Obwohl mit einer dünnen Rinde fruchtbare Erde bedeckt, periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, hat die südamerikanische Steppe doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergtäler von Caracas, das Meeresufer und die

Flußwelt des Orinoko zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Tiergestalten entwickelt. Aguti (kleine buntgefleckte Hirsche), gepanzerte Gürteltiere, Herden von trägen Wasserschweinen, schön gestreifte Raubkatzen, welche die Luft verpesten, der große ungemähnte Löwe, buntgefleckte Jaguare (meist Tiger genannt), die den jungen, selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen – diese und viele andere Tiergestalten durchirren die Baumlose Ebene.

Schwer nur den Tieren bewohnbar, hätte die Steppe keine Menschen fesseln können, stünde nicht hier und da die Fächerpalme zerstreut umher.

Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohltätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoko, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauene Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen, sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der Fächerpalme gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Flußdelta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden teilweise mit Erde bedeckt.

Auf der feuchten Unterlage schürten die Frauen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberkam, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Fächerpalme. Das Mark des Stammes enthält eine Art

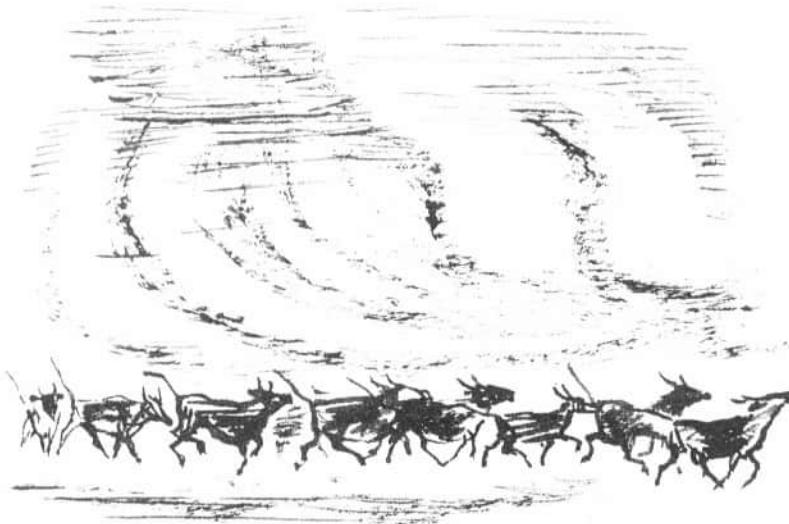
Mehl, das in dünnen, brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegorene Saft des Baumes ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, die rötlichen Tannenzapfen gleichen, geben wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem, ob man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung die Existenz eines Völkerstammes fast an eine einzige Baumart gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guayana (dem Orinokolande) zu erleichtern, wurden hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raum begonnen. Tagereisen voneinander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten.

Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Tiere der Alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick.

Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbenes Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere



Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang-erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählich die Wasserlachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummern hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange tief vergraben im trockenen Schlamm. Überall verkündet Dürre den Tod. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durst geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher; diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Hals gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtig und verschlagener sucht das Maultier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonenkaktus, verschließt unter seiner

stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maultier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Tiere, die von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde sich selbst dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus oder hängen sich an den Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Moskitos und eine Schar anderer stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

WENN DER REGEN KOMMT

Tritt endlich nach langer Dürre die wohltätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizont. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenit aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannigfältigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkten schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens.

Das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des Sprungs vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Tiere, katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Schlamm sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Tiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füßen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig aus dem Seespiegel hervorragen.

Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Tiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gärenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanz zerschmettert und dann verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

KAMPF DER PFERDE MIT DEN ZITTERAALEN

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgfleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Seit Jahren hatte ich mich mit den Erscheinungen der galvanischen Elektrizität beschäftigt. Und so war es natürlich, daß ich mich hier seit unserer Ankunft eifrig nach elektrischen Aalen umsah. Man hatte uns mehrmals welche versprochen, wir hatten uns aber immer getäuscht gesehen.

Des langen Wartens müde, und nachdem ein lebender, aber sehr erschöpfter Zitteraal, den wir bekommen, uns sehr zweifelhafte Resultate geliefert hatte, gingen wir nach dem Caño de Bera, um unsere Versuche im Freien, unmittelbar am Wasser, anzustellen.

Wir brachen am 19. März in der Frühe nach dem kleinen Dorf Rastro de Abajo auf, und von dort führten uns Indianer zu einem Bach, der in der dürren Jahreszeit ein schlammiges Wasserbecken bildet, um das schöne Bäume stehen.

Mit Netzen sind die Zitteraaale sehr schwer zu fangen, weil der ausnehmend bewegliche Fisch sich gleich den Schlangen in den Schlamm eingräbt. Verschiedene Wurzeln haben die Eigenschaft, daß sie, in einen Teich geworfen, die Tiere darin berauschen oder betäuben; dieses Mittel wollten wir nicht anwenden, da die Zitteraaale dadurch geschwächt worden wären.

Da sagten die Indianer, sie wollten mit Pferden fischen. Wir hatten keinen Begriff von einer so seltsamen Fischerei; aber nicht lange, so kamen unsere Führer aus der Steppe zurück, wo sie ungezähmte Pferde und Maultiere zusammengetrieben hatten. Sie brachten ihrer etwa 30 und jagten sie ins Wasser.

Der ungewohnte Lärm vom Stampfen der Rosse treibt die Fische aus dem Schlamm hervor und reizt sie zum Angriff. Die



schwarzlich und gelb gefärbten, großen Wasserschlangen gleichenden Aale schwimmen auf der Wasserfläche hin und drängen sich unter den Bauch der Pferde und Maultiere.

Der Kampf zwischen so ganz verschiedenen organisierten Tieren gibt das malerischste Bild. Die Indianer, mit Harpunen und langen dünnen Rohrstäben, stellen sich in dichter Reihe um den Teich, einige besteigen die Bäume, deren Zweige sich waagerecht über die Wasserfläche breiten. Durch ihr wildes Geschrei und mit ihren langen Rohren scheuchen sie die Pferde zurück, wenn sie sich aufs Ufer flüchten wollen. Die Aale, betäubt vom Lärm, verteidigen sich durch wiederholte Schläge ihrer elektrischen Batterien.

Lange scheint es, als sollte ihnen der Sieg verbleiben. Mehrere Pferde erliegen den unsichtbaren Streichen, von denen die wesentlichsten Organe allerwärts getroffen werden. Betäubt von den starken unaufhörlichen Schlägen, sinken sie unter. Andere, schnaubend, mit gesträubter Mähne, wilde Angst im starren Auge, raffen sich wieder auf und suchen dem um sie tobenden Ungewitter zu entkommen; sie werden von den Indianern ins Wasser zurückgetrieben. Einige aber entgehen der regen Wachsamkeit der Fischer, sie gewinnen das Ufer, straucheln aber bei jedem Schritt und werfen sich in den Sand, zu Tode erschöpft, mit von den elektrischen Schlägen der Zitteraae erstarrten Gliedern.

Ehe fünf Minuten vergingen, waren zwei Pferde ertrunken. Der 1,6 Meter lange Aal drängt sich dem Pferde an den Bauch und gibt

ihm nach der ganzen Länge seines elektrischen Organes einen Schlag. Das Herz, die Eingeweide und wichtige Nerven werden dadurch getroffen. Der Fisch wirkt so begreiflicherweise weit stärker auf ein Pferd als auf den Menschen, wenn dieser ihn nur mit Händen oder Füßen berührt. Die Pferde werden ohne Zweifel nicht totgeschlagen, sondern nur betäubt. Sie ertrinken, weil sie sich nicht aufraffen können, solange der Kampf zwischen den anderen Pferden und den Zitteraalen fortdauert.

Wir meinten nicht anders, als alle Tiere, die man zu dieser Fischerei gebraucht, müßten nacheinander zugrunde gehen. Aber allmählich nimmt die Hitze des ungleichen Kampfes ab, und die erschöpften Zitteraale zerstreuen sich. Sie bedürfen jetzt langer Ruhe und reichlicher Nahrung, um den erlittenen Verlust an galvanischer Kraft wieder zu ersetzen. Maultiere und Pferde verrieten weniger Angst, ihre Mähne sträubte sich nicht mehr, ihr Auge blickte ruhiger. Die Zitteraale kamen scheu ans Ufer des Teiches geschwommen, und hier fing man sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen. Wenn die Stricke recht trocken sind, so fühlen die Indianer beim Herausziehen des Fisches an die Luft keine Schläge. In wenigen Minuten hatten wir fünf große Aale, die meisten nur leicht verletzt. Auf dieselbe Weise wurden abends noch andere gefangen.

Den ersten Schlägen eines sehr großen, stark gereizten Zitteraals würde man sich nicht ohne Gefahr aussetzen. Bekommt man zufällig einen Schlag, bevor der Fisch verwundet oder durch lange Verfolgung erschöpft ist, so sind Schmerz und Betäubung so heftig, daß man sich von der Art der Empfindung gar keine Rechenschaft geben kann. Ich erinnere mich nicht, je durch die Entladung einer großen Leidener Flasche eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben wie die, als ich unvorsichtigerweise beide Füße auf einen Zitteraal setzte, der eben aus dem Wasser gezogen worden war. Ich empfand den ganzen Tag heftigen Schmerz in den Knien und fast in allen Gelenken.

In Holländisch-Guayana galten früher die Zitteraale als ein

Heilmittel gegen Lähmungen. Zur Zeit, als die europäischen Ärzte von der Anwendung der Elektrizität Großes erwarteten, gab ein Wundarzt in Holland eine Abhandlung über die Heilkräfte des Zitteraales heraus. In den spanischen Kolonien, die ich durchreiste, habe ich von dieser Heilmethode nichts gehört. Aber so viel ist gewiß, daß Bonpland und ich, nachdem wir vier Stunden lang an Zitteraalen experimentiert hatten, bis zum anderen Tage Muskelschwäche, Schmerz in den Gelenken, allgemeine Übelkeit empfanden, eine Folge der heftigen Reizung des Nervensystems.

Während die Zitteraale für die europäischen Naturforscher Gegenstände der Vorliebe und des lebhaftesten Interesses sind, werden sie von den Eingeborenen gefürchtet und gehaßt. Ihr Muskelfleisch schmeckt allerdings nicht übel, aber der Körper besteht zum größten Teil aus dem elektrischen Organ, und dieses ist schmierig und von unangenehmem Geschmack. Man sondert es daher auch sorgfältig vom übrigen ab.

Zudem schreibt man es vorzüglich den Zitteraalen zu, daß die Fische in den Sümpfen und Teichen der Llanos so selten sind. Die Zitteraale töten ihrer viel mehr, als sie verzehren, und die Indianer erzählten uns, wenn man in sehr starken Netzen junge Krokodile und Zitteraale zugleich fange, so sei an letzteren nie eine Verletzung zu bemerken, weil sie die jungen Krokodile lähmen, bevor diese ihnen etwas anhaben können.

Alle Bewohner des Wassers fliehen die Gemeinschaft der Zitteraale. Eidechsen, Schildkröten und Frösche suchen Sümpfe auf, wo sie vor jenen sicher sind.

Bei Uritucu mußte man einer Straße eine andere Richtung geben, weil die Zitteraale sich in einem Flusse so vermehrt hatten, daß sie alle Jahre eine Menge Maultiere, die belastet durch den Fluß wateten, umbrachten.

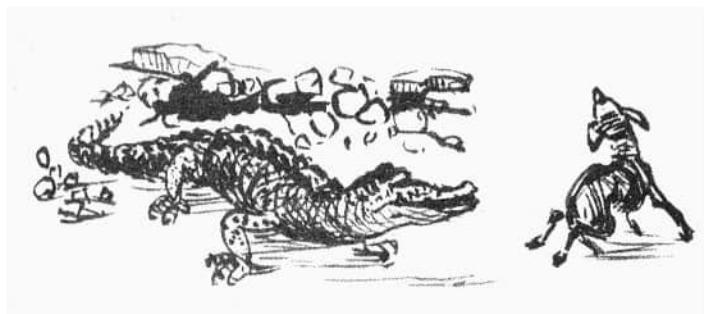
EIN UNGEÖHNLICHES NACHTLAGER

Am 24. März verließen wir die Stadt Calabozo.

In der Nacht durchwateten wir den Rio Uritucu, in dem zahlreiche, auffallend wilde Krokodile hausen. Man warnte uns, unsere Hunde nicht am Fluß saufen zu lassen, weil es gar nicht selten vorkomme, daß die Krokodile im Uritucu aus dem Wasser gehen und die Hunde aufs Ufer verfolgen. Solche Keckheit fällt desto mehr auf, als 27 Kilometer von da, im Rio Tisnao, die Krokodile ziemlich schüchtern und unschädlich sind. Die Sitten der Tiere einer und derselben Art zeigen Abweichungen nach örtlichen Einflüssen, die schwer aufzuklären sind.

Man zeigte uns eine Hütte, oder vielmehr eine Art Schuppen, wo unser Wirt in Calabozo, Don Miguel Cousin, einen höchst merkwürdigen Auftritt erlebt hatte. Er schlief mit einem Freunde auf einer mit Leder überzogenen Bank – da wird er frühmorgens durch heftige Stöße und einen furchtbaren Lärm aufgeschreckt. Erdschollen werden in die Hütte geschleudert. Nicht lange, so kommt ein junges, 60 bis 90 Zentimeter langes Krokodil unter der Schlafstätte hervor, fährt auf einen Hund los, der auf der Türschwelle liegt, verfehlt ihn im ungestümen Lauf, eilt dem Ufer zu und entkommt in den Fluß.

Man untersuchte den Boden unter der Lagerstätte, und da war denn der Hergang des seltsamen Abenteuers klar. Man fand die Erde weit hinab aufgewühlt. Es war vertrockneter Schlamm, in



dem das Krokodil im Sommerschlaf gelegen hatte, in welchen Zustand manche Individuen dieser Tierart während der dürren Jahreszeit in den Llanos verfallen. Der Lärm von Menschen und Pferden, vielleicht auch der Geruch des Hundes, hatten es aufgeweckt. Die Hütte lag an einem Teich und stand einen Teil des Jahres unter Wasser. Das Krokodil war ohne Zweifel, als die Savanne überschwemmt wurde, durch dasselbe Loch hineingekommen, durch das es Don Miguel herauskommen sah.

Häufig finden die Indianer ungeheure Boas im selben Zustand der Erstarrung. Man muß sie, sagt man, reizen oder mit Wasser begießen, um sie zu erwecken. Man tötet die Boas und hängt sie in einen Bach, um durch die Fäulnis die sehnigsten Teile der Rückenmuskeln zu gewinnen, aus denen man in Calabozo vortreffliche Gitarrensaiten macht, die weit besser sind als die aus den Därmen der Brüllaffen.

Am 25. März kamen wir über den ebensten Strich der Steppen von Caracas, die Mesa de Pavones. Die Palmen fehlen hier ganz. So weit das Auge reicht, gewahrt man keinen Gegenstand, der auch nur 40 Zentimeter hoch wäre. Die Luft war rein und der Himmel tiefblau, aber den Horizont säumte ein blasser, gelblicher Schein, der ohne Zweifel von der Menge des in der Luft schwebenden Sandes herrührte.

Wir trafen große Herden und bei ihnen Scharen schwarzer Vögel mit olivfarbigem Glanz, die dem Vieh nachgehen. Wir sahen sie häufig den Kühen auf den Rücken sitzen und Bremsen und andere Insekten suchen. Gleich mehreren Vögeln dieser Einöde scheuen sie so wenig vor dem Menschen, daß die Kinder sie oft mit der Hand fangen. In den Tälern von Aragua, wo sie sehr häufig sind, setzten sie sich am hellen Tag auf unsere Hängematten, während wir darin lagen. Am 27. März langten wir in der Villa de San Fernando an, dem Hauptort der Missionen der Kapuzinermönche in der Provinz Varinas. Damit waren wir am Ziel unserer Reise über die Ebenen, denn die drei Monate April, Mai und Juni brachten wir auf den Strömen zu.

AUF DEM RIO APURE

Das Aussehen des Himmels und der Regenguß am 28. März verkündeten den Beginn der Regenzeit.

Man riet uns, nach dem kürzlich am Ufer des Meta gegründeten Dorfe der Otomaken zu gehen und uns auf dem Orinoko etwas oberhalb Carichana einzuschiffen. Dieser Landweg führt durch einen ungesunden, von Fiebern heimgesuchten Strich. Wir wußten aus mehrwöchiger Erfahrung, wie traurig einförmig der Pflanzenwuchs auf den Llanos ist, und schlügen daher lieber den längeren Weg auf dem Rio Apure nach dem Orinoko ein.

Wir wählten dazu eine sehr breite Piroge (Indianerboot). Zur Bemannung waren ein Steuermann und vier Indianer hinreichend. Am Hinterteil wurde in wenigen Stunden eine mit Coryphablättern gedeckte Hütte hergerichtet. Sie war so geräumig, daß Tisch und Bänke Platz darin fanden. Letztere bestanden aus über Rahmen von Brasilholz straff gespannten und angenagelten Ochsenhäuten.

Ich führe diese kleinen Umstände an, um zu zeigen, wie gut wir es auf dem Apure hatten gegenüber dem Leben auf dem Orinoko in den schmalen elenden Kanus.

Wir luden in die Piroge Lebensmittel für einen Monat ein. In San Fernando gibt es Hühner, Eier, Bananen, Maniokmehl und Kakao im Überfluß. Der gute Pater Kapuziner gab uns Xereswein, Orangen und Tamarinden zu kühlender Limonade. Es war vorauszusehen, daß ein Dach aus Palmenblättern sich im breiten Flußbett, wo man fast immer den senkrechten Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, sehr stark erhitzen mußte.

Die Indianer rechneten weniger auf die Lebensmittel, die wir angeschafft hatten, als auf ihre Angeln und Netze. Wir nahmen auch einige Schießgewehre mit, die wir hier ziemlich verbreitet fanden, während weiter nach Süden die Missionare wegen der übermäßigen Feuchtigkeit der Luft keine Feuerwaffen mehr führen können. Neben dem Mundvorrat, dem Gerät zum Fisch-

fang und den Waffen vergaß man nicht, ein paar Fässer Branntwein zum Tauschhandel mit den Indianern am Orinoko mitzunehmen.

Wir fuhren von San Fernando am 30. März um 4 Uhr abends bei sehr starker Hitze ab. Das Thermometer stand im Schatten auf 34 Grad, obgleich der Wind stark aus Südost blies. Wegen dieses widrigen Windes konnten wir keine Segel aufziehen.

Unterhalb des Apurito ist das rechte Ufer des Apure etwas besser angebaut als das linke, wo einige Hütten der Yaruro-Indianer aus Rohr und Palmblattstielien stehen. Sie leben von Jagd und Fischfang und sind besonders geübt im Erlegen der Jaguare. Ein Teil dieser Indianer ist getauft, besucht aber niemals eine christliche Kirche. Man betrachtet sie als Wilde, weil sie unabhängig bleiben wollen. Die Missionare rühmen die geistigen Anlagen der Yaruro, die früher eine mächtige, zahlreiche Nation an den Ufern des Orinoko waren.

Auf meiner ganzen Reise von San Fernando nach San Carlos am Rio Negro und von dort nach der Stadt Angostura war ich bemüht, Tag für Tag, sei es im Kanu, sei es im Nachtlager, aufzuschreiben, was mir Bemerkenswertes vorkam. Durch den starken Regen und die ungeheure Menge Moskitos, von denen die Luft am Orinoko und Casiquiare wimmelt, hat diese Arbeit notwendig Lücken bekommen, die ich aber immer wenige Tage darauf ergänzt habe. Die folgenden Seiten sind ein Auszug aus diesem Tagebuch.

Am 31. März. Der widrige Wind nötigte uns, bis Mittag am Ufer zu bleiben. Wir sahen die Zuckerfelder zum Teil durch einen Brand zerstört, der sich aus einem nahen Walde bis hierher fortgepflanzt hatte. Die wandernden Indianer zünden überall, wo sie Nachtlager gehalten, den Wald an, und in der dürren Jahreszeit würden ganze Provinzen von diesen Bränden verheert, wenn nicht das ausnehmend harte Holz die Bäume vor der gänzlichen Zerstörung schützte. Wir fanden Stämme des Mahagonibaumes, die kaum 5 Zentimeter tief verkohlt waren.

Wir waren in einem Gebiet, das nur von Tigern, Krokodilen und Wasserschweinen bewohnt ist. Hier sahen wir dichtgedrängte Vogelschwärme sich vom Himmel abheben wie eine schwärzliche Wolke, deren Umrisse sich jeden Augenblick verändern.

Der Fluß wird allmählich breiter. Das eine Ufer ist meist dürr und sandig infolge der Überschwemmungen, das andere ist höher und mit hochstämmigen Bäumen bewachsen. Hin und wieder ist der Fluß zu beiden Seiten bewaldet und bildet einen geraden, 290 Meter breiten Kanal. Die Stellung der Bäume ist sehr merkwürdig. Vorn sieht man Büsche von Sauso, die gleichsam eine 1,3 Meter hohe Hecke bilden, und es ist, als wäre diese künstlich beschnitten. Hinter dieser Hecke kommt ein Gehölz von Brasilholz und anderen Arten. Palmen sind ziemlich selten.

Die großen Vierfüßer dieses Landstriches, die Tiger, Tapire und Pecarischweine, haben Durchgänge in die eben beschriebene Sausohecke gebrochen, durch die sie zum Trinken an den Strom gehen. Da sie sich nicht viel daraus machen, wenn ein Kanu herbeikommt, hat man den Genuß, sie langsam am Ufer hinstreichen zu sehen, bis sie durch eine der schmalen Lücken im Gebüsch im Walde verschwinden.

KROKODILE, TIGER UND KARIBEN

Wo das Gestade eine bedeutende Breite hat, bleibt die Reihe von Sausobüschen weiter vom Strome weg.

Auf diesem Zwischengebiet sieht man Krokodile, oft acht und zehn, auf dem Sande liegen. Regungslos, die Kinnladen unter rechtem Winkel aufgesperrt, ruhen sie nebeneinander, ohne irgendsein Zeichen von Zuneigung, wie man es sonst bei gesellig lebenden Tieren bemerkte. Der Trupp geht auseinander, sobald er vom Ufer aufbricht, und doch besteht er wahrscheinlich nur aus einem männlichen und vielen weiblichen Tieren, denn die Männ-

chen sind ziemlich selten, weil sie in der Brunst miteinander kämpfen und sich ums Leben bringen.

Diese gewaltigen Reptilien sind so zahlreich, daß auf dem ganzen Stromlauf fast jeden Augenblick ihrer fünf oder sechs zu sehen waren. Dabei fing der Apure erst kaum merklich an zu steigen, und Hunderte von Krokodilen lagen also noch im Schlamm der Savannen begraben.

Gegen 4 Uhr abends hielten wir an, um ein totes Krokodil zu messen, das der Strom ans Ufer geworfen. Es war nur 5,38 Meter lang. Einige Tage später fand Bonpland ein anderes (männliches), das 7,22 Meter maß. Bedenkt man, daß das männliche Tier erst mit zehn Jahren mannbar wird und daß es dann 2,6 Meter lang ist, so läßt sich annehmen, daß das von Bonpland gemessene Tier wenigstens 28 Jahre alt war.

Die Indianer sagten uns, in San Fernando vergeht nicht leicht ein Jahr, wo nicht zwei, drei erwachsene Menschen, namentlich Frauen beim Wasserschöpfen am Fluß, von diesen fleischfressenden Eidechsen zerrissen würden. Man erzählte uns die Geschichte eines jungen Mädchens aus Uritucu, das sich durch seltene Unerschrockenheit und Geistesgegenwart aus dem Rachen eines Krokodils gerettet hat. Sobald sie sich gepackt fühlte, griff sie nach den Augen des Tieres und stieß ihre Finger mit solcher Gewalt hinein, daß das Krokodil vor Schmerz sie fahrenließ, nachdem es ihr den linken Unterarm abgerissen hatte. Trotz des ungeheuren Blutverlustes gelangte die Indianerin, mit der übriggebliebenen Hand schwimmend, glücklich ans Ufer.

In diesen Einöden, wo der Mensch in beständigem Kampfe mit der Natur liegt, unterhält man sich täglich von den Kunstgriffen, um einem Tiger, einer Boa oder einem Krokodil zu entgehen; jeder rüstet sich gleichsam auf die bevorstehende Gefahr.

„Ich wußte“, sagte das junge Mädchen in Uritucu gelassen, „daß der Kaiman abläßt, wenn man ihm die Finger in die Augen drückt.“

Beim Joval wird der Charakter der Landschaft großartig wild.

Hier sahen wir den größten Tiger, der uns je vorgekommen ist. Selbst die Indianer erstaunten über seine ungeheure Länge; er war größer als alle indischen Tiger, die ich in Europa in Menagerien gesehen habe.

Das Tier lag im Schatten eines großen Zamang (Mimosenart). Es hatte eben ein Wasserschwein erlegt, aber seine Beute noch nicht angebrochen; nur eine seiner Tatzen lag darauf.

Die Zamuros, eine Geierart, hatten sich in Scharen versammelt, um die Reste vom Mahle des Tigers zu verzehren. Sie ergötzten uns nicht wenig durch den seltsamen Verein von Frechheit und Scheu. Sie wagten sich bis auf 60 Zentimeter vom Tiger vor, aber bei dessen leisester Bewegung wichen sie zurück. Um die Sitten dieser Tiere noch mehr in der Nähe zu beobachten, bestiegen wir das kleine Kanu, das unsere Piroge mit sich führte.

Sehr selten greift der Tiger Kähne an, indem er danach schwimmt. Das kommt nur vor, wenn durch langen Hunger seine Wut gereizt ist. Beim Geräusch unserer Ruder erhob sich das Tier langsam, um sich hinter den Sausobüschen am Ufer zu verbergen. Den Augenblick, wo er abzog, wollten sich die Geier zunutze machen, um das Wasserschwein zu verzehren. Aber der Tiger machte, trotz der Nähe unseres Kanus, einen Satz unter sie und schleppete zornerfüllt, wie man an seinem Gang und am Schlagen seines Schwanzes sah, seine Beute in den Wald.

Die Indianer bedauerten, daß sie ihre Lanzen nicht bei sich hatten, um landen und den Tiger angreifen zu können. Sie sind an diese Waffe gewöhnt und taten wohl, sich nicht auf unsere Gewehre zu verlassen, die in einer so ungemein feuchten Luft häufig versagten.

Am 3. April. Seit der Abfahrt von San Fernando ist uns kein einziges Kanu auf dem schönen Strome begegnet. Ringsum herrscht tiefe Einsamkeit.

Am Morgen fingen unsere Indianer mit der Angel den Fisch, der hierzulande Karibe oder Caribito heißt und blutgieriger ist als alle anderen Fische. Er fällt die Menschen beim Baden und

Schwimmen an und reißt ihnen oft ansehnliche Stücke Fleisch ab. Ist man anfangs auch nur unbedeutend verletzt, so kommt man doch nur schwer aus dem Wasser, ohne die schlimmsten Wunden davonzutragen.

Die Indianer fürchten diese Karibefische ungemein, und verschiedene zeigten uns an Waden und Schenkeln vernarbte, sehr tiefe Wunden, die von diesen kleinen Tieren herührten. Sie leben auf dem Boden der Flüsse, gießt man aber ein paar Tropfen Blut ins Wasser, so kommen sie zu Tausenden heraus. Bedenkt man, wie zahlreich diese Fische sind, von denen die gefräßigsten und blutgierigsten nur 8 bis 10 Zentimeter lang werden, betrachtet man ihre dreiseitig schneidenden, spitzen Zähne und das weite Maul, so wundert man sich nicht, daß die Anwohner des Apure und des Orinoko die Kariben so sehr fürchten.

An Stellen, wo der Fluß ganz klar und kein Fisch zu sehen war, warfen wir kleine blutige Fleischstücke ins Wasser. In wenigen Minuten war ein ganzer Schwarm von Karibefischen da und stritt sich um den Fraß.

MIT EINEM TIGER ALLEIN

Wir hielten gegen Mittag an einem unbewohnten Ort, Algodonal genannt.

Ich trennte mich von meinen Gefährten, während man das Fahrzeug ans Land zog und das Mittagessen rüstete. Ich ging am Gestade hin, um in der Nähe einen Trupp Krokodile zu beobachten, die in der Sonne schliefen, wobei sie ihre mit breiten Platten belegten Schwänze aufeinanderlegten. Kleine schneeweisse Reiher ließen ihnen auf dem Rücken, sogar auf dem Kopf herum, als wären es Baumstämme.

Wenig fehlte aber, so wäre mir der Spaziergang übel bekommen.

Ich hatte immer nur nach dem Flusse hingesehen, aber indem ich Glimmerblättchen aus dem Sande aufnahm, bemerkte ich die frische Fährte eines Tigers, die an ihrer Form und Größe so leicht zu erkennen ist. Das Tier war dem Walde zugegangen, und als ich nun dorthin blickte, sah ich es 80 Schritte vor mir unter dichtem Laub liegen. Nie ist mir ein Tiger so groß vorgekommen. Es gibt Vorfälle im Leben, wo man vergeblich die Vernunft zu Hilfe ruft.

Ich war sehr erschrocken, indessen noch so weit Herr meiner selbst und meiner Bewegungen, daß ich die Verhaltensmaßregeln befolgen konnte, die uns die Indianer schon oft für dergleichen Fälle erteilt hatten. Ich ging weiter, lief aber nicht. Ich vermied es, die Arme zu bewegen, und glaubte zu bemerken, daß der Tiger mit seinen Gedanken ganz bei einer Herde Bisamschweine war, die über den Fluß schwammen.

Jetzt kehrte ich um und beschrieb einen ziemlich weiten Bogen dem Ufer zu. Je weiter ich von ihm wegkam, desto rascher glaubte ich gehen zu können. Wie oft war ich in Versuchung, mich umzusehen, ob ich nicht verfolgt werde! Glücklicherweise gab ich diesem Drange erst sehr spät nach.

Der Tiger war ruhig liegegeblieben.

Diese ungeheuren Katzen mit geflecktem Fell sind hierzulande, wo es Bisamschweine und Hirsche im Überfluß gibt, so gut genährt, daß sie selten Menschen anfallen.

Ich kam atemlos beim Schiffe an und erzählte den Indianern mein Abenteuer. Sie schienen sich nicht viel daraus zu machen. Indessen luden wir unsere Flinten, und sie gingen mit uns auf den Baum zu, unter dem der Tiger gelegen hatte. Wir trafen ihn nicht mehr, und ihm in den Wald nachzugehen, war nicht geraten, da man sich zerstreuen oder in einer Reihe durch die verschlungenen Lianen gehen muß.

Die Indianer hatten unsere Feuer dicht am Wasser angezündet. Da fanden wir wieder, daß sein Glanz die Krokodile herlockte und

sogar die Delphine, deren Lärm uns nicht schlafen ließ, bis man das Feuer auslöschte.

Wir wurden in dieser Nacht zweimal auf die Beine gebracht, was ich nur anführe, weil es ein paar Züge zum Bilde dieser Wildnis liefert. Ein weiblicher Jaguar kam unserem Nachtlager nahe, um sein Junges am Strome trinken zu lassen. Die Indianer verjagten ihn, aber noch geraume Zeit hörten wir das Geschrei des Jungen, das wie das Miauen einer jungen Katze klang.

Bald darauf wurde unsere große Dogge von ungeheuren Fledermäusen, die um unsere Hängematten flatterten, vorne an der Schnauze gebissen – wie die Eingeborenen sagen: gestochen. Die Wunde war ganz klein und rund. Der Hund heulte kläglich, sobald er den Biß fühlte, aber nicht aus Schmerz, sondern weil er über die Fledermäuse, als sie unter unseren Hängematten hervorkamen, erschrak.

Dergleichen Fälle sind weit seltener, als man im Lande selbst glaubt. Obgleich wir in Ländern, wo die Vampyre und ähnliche Fledermausarten sehr häufig sind, manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir doch nie von ihnen gebissen worden.

Überdies ist der Biß keineswegs gefährlich und der Schmerz meist so unbedeutend, daß man erst erwacht, wenn die Fledermaus sich bereits davongemacht hat.



UNTER DEN KARAIBEN

Am 5. April. Mit einem gewissen Gefühl der Rührung sahen wir zum erstenmal, wonach wir uns so lange gesehnt: die Gewässer des Orinoko.

Mit der Ausfahrt aus dem Apure schienen wir in ein ganz anderes Land versetzt. So weit das Auge reichte, dehnte sich eine ungeheure Wasserfläche, einem See gleich, vor uns aus. Das durchdringende Geschrei der Reiher, Flamingos und Löffelgänse, wenn sie in langen Schwärmen von einem Ufer zum anderen ziehen, erfüllte nicht mehr die Luft. Vergeblich sahen wir uns nach den Schwimmvögeln um. Die ganze Natur schien weniger belebt.

Der Horizont war von einem Waldgürtel begrenzt, aber nirgends traten die Wälder bis ans Strombett vor. Breite, beständig der Sonnenglut ausgesetzte Ufer, kahl und dürr wie der Meeresstrand, glichen infolge der Luftspiegelung von weitem den Lachen stehenden Wassers. Die sandigen Ufer verwischten eher die Grenzen des Stromes, statt sie für das Auge festzustellen; nach dem wechselnden Spiel der Strahlenbrechung rückten die Ufer bald nahe heran, bald wieder weit weg.

Diese zerstreuten Landschaftszüge, dieses Gepräge von Einsamkeit und Großartigkeit kennzeichnen den Lauf des Orinoko, eines der gewaltigsten Ströme der Neuen Welt.

Die ungemeine Breite des Orinoko zwischen der Einmündung des Apure und dem Berge Curiquima fiel mir sehr auf. Ich berechnete sie daher nach einer Standlinie, die ich am westlichen Ufer zweimal abgemessen hatte. Das Bett des Orinoko war beim gegenwärtigen tiefen Wasserstande 3519 Meter breit, aber in der Regenzeit mögen es 10752 Meter werden.

Wir verweilten einige Zeit im Hafen von Encaramada, wo wir Karaiben aus Panapana trafen.

Diese Karaiben sind Menschen von fast athletischem Wuchs. Alle Angehörigen dieses Stammes, die wir bei unserer Fahrt auf

dem unteren Orinoko und nach unserer Rückkehr zu den Llanos in den Missionen von Piritu gesehen haben, unterscheiden sich von den übrigen Indianern nicht allein durch ihren hohen Wuchs, sondern auch durch ihre regelmäßigen Züge. Ich habe nirgends anderswo einen so hochgewachsenen (1,78 bis 1,88) und so kolossal gebauten Volksstamm gesehen.

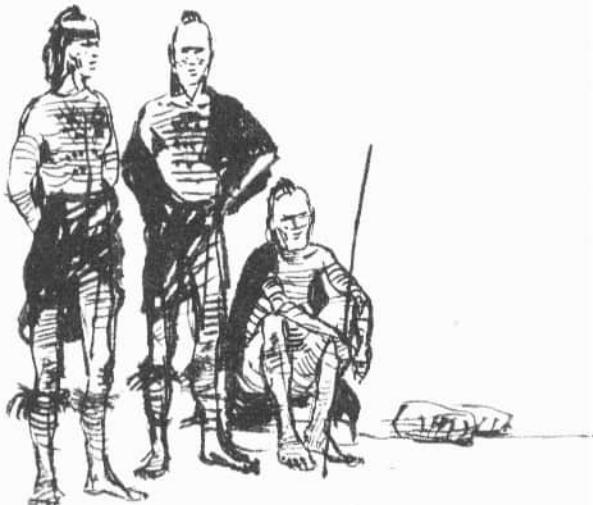
Die Männer sind mehr bekleidet als die Frauen. Diese tragen nur den Guayuco oder Gürtel in Form eines Bandes, bei den Männern ist der ganze Unterteil des Körpers bis zu den Hüften in ein Stück dunkelblauen, fast schwarzen Tuches gehüllt. Diese Bekleidung ist so weit, daß die Karaiben, wenn gegen Abend die Temperatur abnimmt, sich eine Schulter damit bedecken.

Da ihr Körper mit Farbe bemalt ist, so gleichen ihre großen, malerisch drapierten Gestalten von weitem, wenn sie sich in der Steppe vom Himmel abheben, antiken Bronzestatuen.

Bei den Männern ist das Haar sehr charakteristisch geschnitten, nämlich wie bei den Mönchen oder den Chorknaben. Die Stirn ist zum Teil glatt geschoren, wodurch sie sehr hoch erscheint. Ein starker, kreisrund geschnittener Haarbüschel fängt erst ganz nahe am Scheitel an. Diese Ähnlichkeit der Karaiben mit den Mönchen ist nicht etwa eine Folge des Lebens in den Missionen; sie röhrt nicht, wie man fälschlich behauptet hat, daher, daß es die Einheimischen ihren Herren und Meistern, den Franziskanern, gleich tun wollen. Die Stämme, die zwischen den Quellen des Carony und des Rio Branco in wilder Unabhängigkeit verharren, zeichnen sich durch eben diesen Haarschnitt aus.

Die Nase der Karaiben ist nicht so breit und platt wie bei anderen Indianervölkern, ihre Backenknochen springen nicht so stark vor, der ganze Gesichtsausdruck ist weniger mongolisch. Aus ihren Augen, die schwärzer sind als bei den anderen Horden von Guayana, spricht Verstand. Sie haben etwas Ernstes in ihrem Benehmen und etwas Schwermütiges im Blick – wie die Mehrheit der Ureinwohner der Neuen Welt.

Der ernste Ausdruck ihrer Züge wird noch bedeutend dadurch



gesteigert, daß sie die Augenbrauen mit dem Saft des Caruto schwarz färben, sie stärker machen und zusammenlaufen lassen. Häufig machen sie sich im ganzen Gesicht schwarze Flecke, um grimmiger auszusehen.

Die Gemeindebeamten, die allein das Recht haben, lange Stöcke zu tragen, machten uns ihre Aufwartung. Es waren junge Indianer von achtzehn, zwanzig Jahren darunter, denn ihre Wahl hängt einzig vom Gutdünken des Missionars ab.

Die karaibischen Frauen sind nicht so kräftig und häßlicher als die Männer. Die Last der häuslichen Geschäfte und der Feldarbeit liegt fast ganz auf ihnen. Sie baten uns dringend um Stecknadeln, die sie in Ermangelung von Taschen unter die Unterlippe steckten. Sie durchstechen damit die Haut so, daß der Kopf der Nadel im Mund bleibt.

Die Karaiben verwenden meist auf ihr Äußeres und ihren Putz so viel Sorgfalt, wie nackte und rot bemalte Menschen nur immer können. Aus der Hütte zu gehen, ohne gefärbt zu sein, wäre ein Verstoß gegen allen karaibischen Anstand. Sie legen bedeutenden Wert auf gewisse Körperperformen, und eine

Mutter würde gewissenloser Gleichgültigkeit gegen ihre Kinder beschuldigt, wenn sie ihnen nicht durch künstliche Mittel die Waden nach der Landessitte formte.

Wir waren in mehreren indianischen Hütten, wo Ordnung und die größte Reinlichkeit herrschten.

Mit Verdruß sahen wir hier, wie die karaibischen Mütter schon die kleinsten Kinder quälen, um ihnen nicht nur die Waden größer zu machen, sondern am ganzen Bein vom Knöchel bis oben am Schenkel das Fleisch stellenweise hervortreiben. Bänder von Leder oder Baumwollzeug werden 5 bis 8 Zentimeter voneinander fest umgelegt und immer stärker angezogen, so daß die Muskeln zwischen zwei Bandstreifen überquellen.

Ich wunderte mich übrigens, daß der Zwang, dem man die armen Kinder unterwirft und der den Blutumlauf hemmen sollte, der Muskelbewegung nicht schadet. Es gibt in der Neuen Welt kein kräftigeres und schnellfüßigeres Volk als die Karaiben.

Bei unserem Aufenthalt in den karaibischen Missionen überraschte es uns, mit welcher Gewandtheit junge achtzehn-, zwanzigjährige Indianer, die ein Gemeindeamt haben, stundenlange Anreden an die Gemeinde halten. Die Betonung, die ernste Haltung, die Gebärden, mit denen der Vortrag begleitet wird – alles verrät ein begabtes, einer hohen Kulturentwicklung fähiges Volk.

Ein Franziskanermönch, der so viel Karaibisch verstand, daß er zuweilen in dieser Sprache predigen konnte, machte uns darauf aufmerksam, wie lang und gehäuft die Sätze in den Reden der Indianer sind und doch nie verworren und unklar werden.

An Festtagen versammelt sich nach der Messe die ganze Gemeinde vor der Kirche. Die jungen Mädchen legen zu den Füßen des Missionars Holzbündel, Mais, Bananenbüschel und andere Lebensmittel nieder, deren er in seinem Haushalt bedarf.

Zugleich treten die Gemeindebeamten, lauter Indianer, auf, ermahnen die Eingeborenen zum Fleiß, teilen die Arbeiten aus, welche die Woche über vorzunehmen sind, geben den Trägern

Verweise und – es soll nicht verschwiegen werden – prügeln die Unbotmäßigen unbarmherzig durch.

Die Stockhiebe werden so kaltblütig hingenommen wie ausgeteilt.

Diese Akte der vollziehenden Justiz kommen dem Reisenden sehr ausgedehnt vor und allzu häufig. Man sähe es lieber, wenn der Priester nicht vom Altar weg körperliche Züchtigungen verhängte, man wünschte, er möchte es nicht im priesterlichen Gewande mit ansehen, wie Männer und Frauen abgestraft werden. Aber dieser Mißbrauch oder, wenn man will, dieser Verstoß gegen den Anstand fließt aus dem Grundsatz, auf dem das ganze seltsame Missionsregime beruht: Indianer sind eben in den Augen der Missionare „Wilde“.

Es begreift sich, daß die verzweifelte Erbitterung, mit der sich die unglücklichen Karaiben gegen die Spanier wehrten, nachdem im Jahre 1504 ein königliches Ausschreiben sie für Sklaven erklärt hatte, sie vollends in den Ruf der Wildheit brachte, in dem sie stehen.

Das schöne Volk der Karaiben bewohnt heutzutage nur einen kleinen Teil der Länder, die es vor der Entdeckung von Amerika innehatte. Durch die Greuel der Europäer ist es auf den Antillen und auf den Küsten von Darien völlig ausgerottet, wogegen es unter der Missionszucht in den Provinzen Nueva Barcelona und Spanisch-Guayana volkreiche Dörfer gegründet hat. In den blutigen Kämpfen wehrten sich die karaibischen Frauen nach dem Tode ihrer Männer mit so verzweifeltem Mute, daß man sie für Amazonenvölker hielt.

Am 6. April. Wir fuhren erst gegen Süd, dann gegen Südwest weiter den Orinoko hinauf und bekamen den Südabhang der Bergketten Encaramada zu Gesicht.

Ich kann dieses erste Glied des Bergstocks der Encaramada nicht verlassen, ohne etwas zu erwähnen, wovon wir während unseres Aufenthaltes in den Missionen am Orinoko immer wieder hörten. Unter den Eingeborenen hat sich eine Sage erhalten:

Während des großen Wassers, als ihre Väter das Kanu besteigen mußten, um der allgemeinen Überschwemmung zu entgehen, haben die Wellen des Meeres die Felsen von Encaramada bespült.

Diese Sage kommt nicht nur bei einem einzelnen Volke, den Tamanaken, vor, sie gehört zu einem Kreise geschichtlicher Überlieferungen, die sich bei fast allen Stämmen am oberen Orinoko finden. Fragt man die Tamanaken, wie das Menschengeschlecht diese große Sintflut überlebt habe, so sagen sie: „Ein Mann und ein Weib haben sich auf einen hohen Berg namens Tamanacu geflüchtet; da haben sie Früchte der Mauritiapalme hinter sich über ihre Köpfe geworfen, und aus den Kernen derselben sind Männlein und Weiblein entsprossen, welche die Erde wieder bevölkerten.“

In solch einfacher Gestalt lebt bei den Völkern hier eine Sage, welche von den Griechen mit allem Reiz der Einbildungskraft geschmückt worden ist.

Ein paar Meilen von Encaramada steht mitten in der Savanne ein Fels, der sogenannte Tepumereme, der gemalte Fels. Man sieht darauf Tierbilder und symbolische Zeichen, Sterne, Sonnen, Tiger, Krokodile. Oft sind die hieroglyphischen Figuren hoch oben in Felswände eingehauen, wohin man nur mittels sehr hoher Gerüste gelangen könnte.

Fragt man nun die Eingeborenen, wie es möglich gewesen sei, die Bilder einzuhauen, so erwidern sie lächelnd, als sprächen sie eine Tatsache aus, mit der nur ein Weißer nicht bekannt sein kann: Zur Zeit des großen Wassers seien ihre Väter so hoch oben im Kanu gefahren.

SCHILDKRÖTENEIER WERDEN GEERNDET

Der frische Nordostwind brachte uns mit vollen Segeln vorwärts.

Gegen 11 Uhr vormittags stiegen wir an einer Insel mitten im Strom aus, welche die Indianer in der Mission Uruana als ihr Eigentum betrachten. Diese Insel ist berühmt wegen des Schildkrötenfanges oder, wie man hier sagt, wegen der Cosecha, der Eierernte, die jährlich hier gehalten wird.

Wir fanden viele Indianer beisammen und unter Hütten aus Palmblättern gelagert. Das Lager war über 300 Köpfe stark. Seit San Fernando am Apure waren wir nur an öde Ufer gewöhnt, und so fiel uns das Leben, das hier herrschte, ungemein auf.

Außer den Guamos und Otomaken aus Uruana, die beide für wilde, unzähmbare Stämme gelten, waren Karaiben und andere Indianer vom unteren Orinoko da. Jeder Stamm lagerte für sich und unterschied sich durch die Farbe, mit der die Haut bemalt war. In diesem lärmenden Haufen befanden sich einige Weiße, namentlich Krämer aus Angostura, die den Fluß heraufgekommen waren, um von den Eingeborenen Schildkröteneieröl zu kaufen.

Wir trafen auch den Missionar von Uruana. Nachdem er unsere Instrumente bewundert hatte, entwarf er uns eine übertriebene Schilderung von den Beschwerden, denen wir uns notwendig aussetzten, wenn wir auf dem Orinoko bis über die Wasserfälle hinaufgingen. Der Zweck unserer Reise schien ihm in bedeutendes Dunkel gehüllt.

„Wie soll einer glauben“, sagte er, „daß ihr euer Vaterland verlassen habt, um euch auf diesem Flusse von den Moskitos aufzehren zu lassen und Land zu vermessen, das euch nicht gehört?“

Zum Glück hatten wir die Empfehlungen von Pater Gardian von der Franziskaner-Mission bei uns, und der Schwager des Statthalters von Varinas, der bei uns war, machte bald den Bedenken ein Ende.

Wir gingen um die Insel in Begleitung des Missionars und eines Händlers, der sich rühmte, daß er seit zehn Jahren ins Lager der Indianer und zur Eierernte komme. Man besucht dieses Stück des

Orinoko, wie man bei uns die Messen von Frankfurt und Beaucaire besucht.

Wir befanden uns auf einem ganz ebenen Sandstrich. Man sagte uns: „So weit das Auge an den Ufern hin reicht, liegen Schildkröteneier unter der Erdschicht.“

Der Missionar trug eine lange Stange in der Hand. Er zeigte uns, wie man mit der Stange sondiert, um zu sehen, wie weit die Eierschicht reicht. Stößt man die Stange senkrecht in den Boden, so spürt man daran, daß der Widerstand auf einmal aufhört, daß man in die Höhlung oder das lose Erdreich, in dem die Eier liegen, gedrunken ist.

Ich erzählte meinen Führern von den hochtrabenden Beschreibungen eines Paters, der behauptet hatte, daß die Ufer des Orinoko nicht so viel Sandkörner enthalten wie der Strom Schildkröten und daß diese Tiere die Schiffe in ihrem Lauf aufhalten würden, wenn Menschen und Tiger nicht alljährlich so viele töteten.

„Son cuentos de frailes – Pfaffenmärchen“, sagte der Krämer aus Angostura leise.

Die große Schildkröte, der Arrau (sprich Arra-u), meidet von Menschen bewohnte oder von Fahrzeugen besuchte Orte. Es ist ein furchtsames scheues Tier, das den Kopf über das Wasser streckt und sich beim leisesten Geräusch versteckt. Die Uferstrecken, wo fast sämtliche Schildkröten des Orinoko sich jährlich zusammenzufinden scheinen, liegen zwischen dem Zusammenfluß des Orinoko und des Apure und den großen Wasserfällen. Hier befinden sich die drei berühmten Fangplätze Encaramada oder Boca del Cabullare, Cucuruparu oder Boca del la Tortuga und Pararuma. Die Arrauschildkröte geht, wie es scheint, nicht über die Wasserfälle hinauf, und wie man uns versichert, kommen oberhalb Atures und Maypures nur Terekay-schildkröten vor.

Es ist hier der Ort, einige Worte über diese beiden Arten zu sagen. Wir beginnen mit der Arrauschildkröte, welche die Spanier

in den Kolonien kurzweg Tortuga nennen. Es ist eine große Süßwasserschildkröte mit Schwimmfüßen, sehr plattem Kopf, zwei fleischigen, sehr spitzen Anhängern unter dem Kinn, mit fünf Zehen an den Vorder- und vier an den Hinterfüßen. Der Schild hat 5 Platten in der Mitte, 8 seitliche und 24 Randplatten. Er ist oben schwarzgrau, unten orangegelb, die Füße sind ebenfalls orangegelb und sehr lang. Zwischen den Augen ist eine tiefe Furche. Die Nägel sind sehr stark und gebogen.

Das erwachsene Tier wiegt 20 bis 25 Kilogramm. Die Eier, weit größer als Taubeneier, sind nicht so länglich wie die Eier des Terekay. Sie haben eine Kalkschale und sollen so fest sein, daß die Kinder der Otomaken, die starke Ballspieler sind, sie einander zuwerfen können.

Die Terekay sind kleiner als die Arrau. Sie haben meist nur 37 Zentimeter Durchmesser. Ihr Schild hat gleichviel Platten, sie sind aber etwas anders verteilt. Ich zählte 4 im Mittelpunkt und zu jeder Seite 5 sechsseitige, am Rande 24 vierseitige stark gebogene. Der Schild ist schwarz, ins Grüne spielend. Füße und Nägel sind wie beim Arrau. Das ganze Tier ist olivengrün, hat aber oben auf dem Kopf zwei rotgelbe Flecke. Der Hals ist gelb und hat einen stacheligen Anhang.

Die Terekay tun sich nicht in große Schwärme zusammen wie die Arrau, um ihre Eier miteinander auf demselben Ufer zu legen. Die Eier des Terekay haben einen angenehmen Geschmack und sind bei den Bewohnern von Spanisch-Guayana sehr gesucht.

Die Zeit, wo die große Arrauschildkröte ihre Eier legt, fällt mit dem niedrigsten Wasserstand zusammen. Da der Orinoko von der Frühlings-Tagundnachtgleiche an zu steigen beginnt, so liegen von Anfang Januar bis zum 20. oder 25. März die tiefsten Uferstellen trocken. Die Arrau sammeln sich schon im Januar in große Schwärme; sie gehen jetzt aus dem Wasser und wärmen sich auf dem Sand in der Sonne. Die Indianer glauben, das Tier bedürfe zu seinem Wohlbefinden notwendig starker Hitze, und das Liegen in der Sonne förderte das Eierlegen. Den ganzen

Februar findet man die Arrau fast den ganzen Tag auf dem Ufer.

Zu Anfang März vereinigen sich die zerstreuten Haufen und schwimmen zu den wenigen Inseln, auf denen sie gewöhnlich ihre Eier legen. Wahrscheinlich kommt dieselbe Schildkröte jedes Jahr an dasselbe Ufer. Um diese Zeit, wenige Tage vor dem Legen, erscheinen viele Tausende Schildkröten in langen Reihen an den Ufern der Inseln Cucuruparu, Uruana und Pararuma, recken den Hals und halten den Kopf übers Wasser, ausschauend, ob nichts von Tigern oder Menschen zu fürchten ist.

Die Indianer, denen viel daran liegt, daß die vereinigten Schwärme auch beisammen bleiben, daß sich die Schildkröten nicht zerstreuen und in aller Ruhe ihre Eier legen können, stellen längs des Ufers Wachen auf. Man bedeutet Fahrzeugen, sich mitten im Strome zu halten und die Schildkröten nicht durch Geschrei zu verscheuchen.

Die Eier werden immer bei Nacht gelegt, aber gleich von Sonnenuntergang an. Das Tier gräbt mit seinen Hinterfüßen, die sehr lang sind und krumme Klauen haben, ein 1 Meter weites und 60 Zentimeter tiefes Loch.

Die Indianer behaupten, um den Ufersand zu befestigen, benetze die Schildkröte ihn mit ihrem Harn, und man glaubt es am Geruche wahrzunehmen, wenn man ein frisch gegrabenes Loch oder Eiernest, wie man hier sagt, öffnet.

Der Drang der Tiere zum Eierlegen ist so stark, daß manche in die von anderen gegrabenen, noch nicht wieder mit Erde aus gefüllten Löcher hinuntergehen und auf die frisch gelegte Eierschicht noch eine zweite legen. Bei diesem stürmischen Durcheinander werden ungeheuer viele Eier zerbrochen. Der Missionar zeigte uns, indem er den Sand an mehreren Stellen aufgrub, daß der Verlust ein Drittel der ganzen Ernte betragen mag. Durch das vertrocknete Gelb der zerbrochenen Eier backt der Sand noch stärker zusammen, und wir fanden Quarzsand und zerbrochene Eierschalen in großen Klumpen zusammengekittet.

Der Tiere, welche in der Nacht am Ufer graben, sind so unermeßlich viele, daß manche der Tag überrascht, ehe sie mit dem Legen fertig werden können. Da treibt sie der doppelte Drang, ihre Eier loszuwerden und die gegrabenen Löcher zuzudecken, damit der Tiger sie nicht sehen möge. Die Schildkröten, die sich verspätet haben, achten auf keine Gefahr, die ihnen selbst droht. Sie arbeiten unter den Augen der Indianer, die frühmorgens auf das Ufer kommen. Man nennt sie „närrische Schildkröten“. Trotz ihrer ungestümen Bewegungen fängt man sie leicht mit den Händen.

Die drei Indianerlager an den oben erwähnten Orten werden Ende März und in den ersten Tagen des April eröffnet. Dann ernennt der Missionar von Uruana seinen Stellvertreter oder den Kommissar, der den Landstrich, wo die Eier liegen, nach der Zahl der Indianerstämme, die sich in die Ernte teilen, in Lose zerlegt.

Der Kommissar beginnt das Geschäft damit, daß er den Boden sondiert. Mit einer langen, hölzernen Stange oder mit einem Bambusrohr untersucht er, wie weit die Eierschicht reicht. Nach unseren Messungen erstreckt sich die Schicht bis zu 40 Metern vom Ufer und ist im Durchschnitt 1 Meter tief. Der Kommissar steckt ab, wie weit jeder Stamm arbeiten darf. Mit Verwunderung hört man den Ertrag der Eierernte gerade wie den Ertrag eines Getreideackers schätzen.

Die Indianer graben den Boden mit den Händen auf, legen die gesammelten Eier in kleine, Mapiri genannte Körbe, tragen sie ins Lager und werfen sie in große, mit Wasser gefüllte hölzerne Tröge. In diesen Trögen werden die Eier mit Schaufeln zerdrückt, umgerührt und der Sonne ausgesetzt, bis das Eigelb (der ölige Teil), das obenauf schwimmt, dick geworden ist. Dieser ölige Teil wird abgeschöpft und über einem starken Feuer gekocht.

Dieses tierische Öl, das bei den Spaniern manteca de tortugas heißt, soll sich desto besser halten, je stärker es gekocht wird. Gut zubereitet ist es ganz hell, geruchlos und kaum ein wenig gelb. Die Missionare schätzen es dem besten Olivenöl gleich, und man

braucht es nicht nur zum Brennen, sondern auch, und zwar vorzugsweise, zum Kochen, da es den Speisen keinerlei unangenehmen Geschmack gibt.

Es ist indessen schwer, ganz reines Schildkrötenöl zu bekommen. Meist hat es einen fauligen Geruch, der davon herröhrt, daß Eier darunter geraten sind, in denen sich, weil sie schon länger der Sonne ausgesetzt gewesen waren, die jungen Schildkröten bereits ausgebildet hatten. Diese unangenehme Erfahrung machten wir namentlich auf der Rückreise vom Rio Negro, als das flüssige Fett, das wir hatten, braun und übelriechend geworden war.

Der ganze Ertrag der drei Uferstrecken, wo jährlich die Cosecha oder Ernte gehalten wird, läßt sich auf 5000 Botijas (Krüge) anschlagen. Die Botija hat 1000 bis 1200 Kubikzoll Inhalt.

Nimmt man an, jede Schildkröte gebe 100 bis 116 Eier und ein Drittel werde während des Legens, namentlich von den „närrischen“ Schildkröten zerbrochen, so ergibt sich, daß, sollen jährlich 5000 Krüge Öl gewonnen werden, 330 000 Arrauschildkröten, die zusammen 165 00 Zentner wiegen, auf den drei Ernteplätzen 33 Millionen Eier legen müssen.

Und mit dieser Rechnung bleibt man noch weit unter der wahren Zahl. Viele Schildkröten legen nur 60 bis 70 Eier, viele werden im Augenblick, wenn sie aus dem Wasser gehen, von den Jaguaren gefressen, die Indianer nehmen Eier mit, um sie an der Sonne zu trocknen und zu essen, und sie zerbrechen bei der Ernte auch welche aus Fahrlässigkeit.

Die Menge der Eier, die bereits ausgeschlüpft sind, ehe der Mensch darüber kommt, ist so ungeheuer, daß ich beim Lagerplatz von Uruana das ganze Ufer des Orinoko von jungen, 26 Millimeter breiten Schildkröten wimmeln sah. Mit Not entkamen sie den Kindern der Indianer, die Jagd auf sie machten.

Nimmt man noch hinzu, daß nicht alle Arrau zu den drei Lagerplätzen kommen, daß viele zwischen der Mündung des Orinoko und dem Einfluß des Apure einzeln und ein paar Wochen später

legen, so kommt man notwendig zu dem Schluß, daß sich die Zahl der Schildkröten, welche jährlich an den Ufern des unteren Orinoko ihre Eier legen, nahezu auf eine Million beläuft.

Man zeigte uns große, von Tigern geleerte Schildkrötenpanzer. Die Tiger gehen den Arrau auf die Uferstriche nach, wo sie legen wollen. Sie überfallen sie auf dem Sande, und um sie gemächlich verzehren zu können, kehren sie sie um, so daß der Brustschild nach oben sieht. Aus dieser Lage können die Schildkröten sich nicht aufrichten.

Wenn man bedenkt, wie schwer der Mensch den Körper der Schildkröte herausbringt, wenn er Rücken- und Brustschild nicht trennen will, so kann man die Gewandtheit des Tigers nicht genug bewundern, der mit seiner Tatze den Doppelschild des Arrau leert, als wären die Ansätze der Muskeln mit einem chirurgischen Instrument losgetrennt. Der Tiger verfolgt die Schildkröte sogar ins Wasser, wenn es nicht sehr tief ist. Er gräbt auch die Eier aus und ist nächst dem Krokodil, den Reihern und dem Geier der furchtbarste Feind der frisch ausgeschlüpfsten Schildkröten.

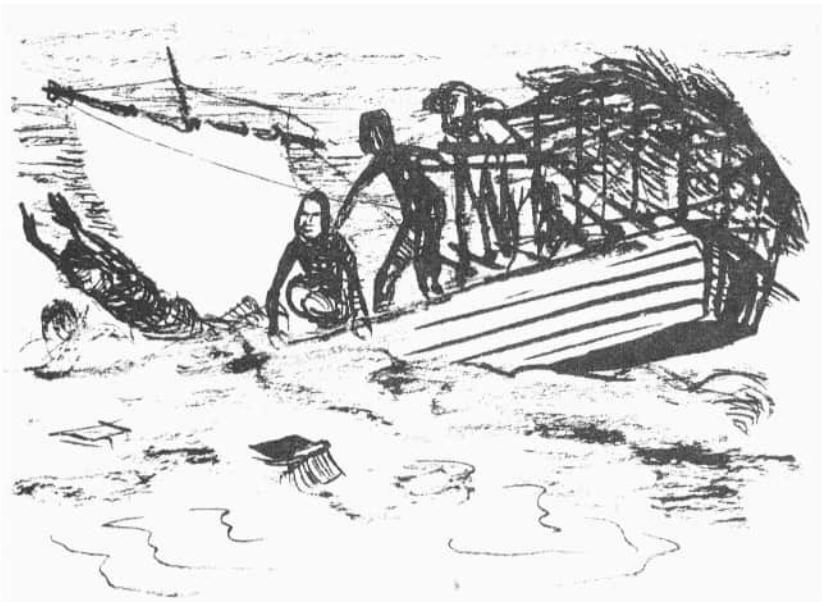
GEFÄHRLICHES MANÖVER AUF DEM ORINOKO

Unsere Indianer füllten die Piroge zu ihrem eigenen Bedarf mit jungen Schildkröten und an der Sonne getrockneten Eiern, und nachdem wir uns vom Missionar verabschiedet hatten, gingen wir gegen 4 Uhr abends unter Segel.

Der Wind blies frisch und in Stößen.

Seit wir uns im gebirgigen Teile des Landes befanden, hatten wir die Bemerkung gemacht, daß unsere Piroge ein sehr schlechtes Segelwerk führte. Aber der Steuermann wollte zeigen, daß er, wenn er sich dicht am Wind halte, mit einem Schlage mitten in den Strom kommen könne.

Gerade als er seine Geschicklichkeit und die Kühnheit seines



Manövers pries, fuhr der Wind so heftig in das Segel, daß wir beinahe gesunken wären. Der eine Bord kam unter Wasser, und es stürzte mit solcher Gewalt herein, daß wir bis zu den Knien darin standen. Es lief über ein Tischchen weg, an dem ich im Hinterteil des Fahrzeugs eben schrieb. Kaum rettete ich mein Tagebuch, und im nächsten Augenblick sahen wir unsere Bücher, Papiere und getrockneten Pflanzen umherschwimmen.

Bonpland schließt mitten in der Piroge. Vom eindringenden Wasser und dem Geschrei der Indianer aufgeschreckt, übersah er unsere Lage sogleich mit der Kaltblütigkeit, die ihm unter allen Verhältnissen treu geblieben ist. Unsere Piroge war schon zu zwei Dritteln mit Wasser angefüllt, und die Indianer, die bei uns waren, fingen schon an, sich in das Wasser zu werfen, um das Ufer durch Schwimmen zu erreichen. Mein großmütiger Freund bat mich, ihrem Beispiel zu folgen, und erbot sich, mich ebenso zu retten.

Das Schicksal wollte nicht, daß wir in dieser Wüste umkommen sollten. Unsere Lage war in Wahrheit schrecklich. Das Ufer war

über eine halbe Meile von uns entfernt, und eine Menge Krokodile ließen sich mit halben Körpern über dem Wasser sehen. Selbst wenn wir der Wut der Wellen und der Gefräßigkeit der Krokodile entgangen und an das Land gekommen wären, würden wir dort vom Hunger oder von Tigern verzehrt worden sein. Denn die Wälder sind an diesen Ufern so dick, so mit Lianen durchschlungen, daß es schlechterdings unmöglich ist, darin fortzukommen. Der robusteste Mensch würde mit dem Beil in der Hand in 20 Tagen kaum eine französische Meile zurücklegen. Der Fluß selbst ist so wenig befahren, daß kaum in zwei Monaten ein indianisches Kanu an diesen Ort kommt.

In diesem allergefährlichsten und bedenklichsten Augenblicke riß auf einmal das Tauwerk des Segels. Derselbe Sturm, der uns auf die Seite geworfen hatte, half jetzt, uns aufzurichten. Wir waren wie durch ein Wunder gerettet worden.

Der Steuermann verschanzte sich hinter sein indianisches Phlegma, als man ihn heftig schalt, daß er sich zu nahe am Winde gehalten hätte. Er äußerte kaltblütig, es werde hier herum den weißen Leuten nicht an Sonne fehlen, um ihre Papiere zu trocknen.

Wir hatten nur ein einziges Buch eingebüßt, aber solche Verluste tun weh, wenn man auf wenige wissenschaftliche Werke beschränkt ist.

Mit Einbruch der Nacht schlugten wir unser Nachtlager auf einer kahlen Insel mitten im Strom in der Nähe der Mission Uruana auf. Bei herrlichem Mondschein, auf großen Schildkrötenpanzern sitzend, die am Ufer lagen, nahmen wir unser Abendessen ein.

Jeder von uns war innerlich mit dem beschäftigt, was sich eben vor unseren Augen zugetragen hatte. Wir waren erst drei Tage auf dem Orinoko, und vor uns lag eine dreimonatige Fahrt auf Flüssen voll Klippen, in Fahrzeugen, noch kleiner als das, mit dem wir beinahe zugrunde gegangen wären.

INDIANERMODEN

Am 9. April. Wir langten frühmorgens am Strande von Pararuma an und fanden ein Lager von Indianern, die Schildkröteneier sammelten.

Aber die jungen Schildkröten waren ausgekrochen, ehe die Indianer ihr Lager aufgeschlagen hatten. Auch hatten sich die Krokodile und große weiße Reiher das Säumnis zunutze gemacht.

Diese Tiere lieben das Fleisch der jungen Schildkröten sehr und verzehren unzählige. Sie gehen auf diesen Fang bei Nacht aus, da die kleinen Schildkröten erst nach der Abenddämmerung aus dem Boden kriechen und dem nahen Flusse zulaufen.

Die Zamurosgeier sind zu träge, um nach Sonnenuntergang zu jagen. Bei Tage streifen sie an den Ufern umher und kommen mitten ins Lager der Indianer hinein, um Eßwaren zu entwenden, und meist bleibt ihnen, um ihren Heißhunger zu stillen, nichts übrig, als auf dem Lande oder in seichtem Wasser junge, 18 bis 21 Zentimeter lange Krokodile anzugreifen.

Es ist merkwürdig anzusehen, wie schlau sich diese kleinen Tiere eine Zeitlang gegen die Geier wehren. Sobald sich der Geier nähert, richten sie sich auf den Vorderfüßen auf, krümmen den Rücken, strecken den Kopf aufwärts und reißen den Rachen weit auf. Fortwährend, wenn auch langsam, kehren sie sich dem Feinde zu und weisen ihm die Zähne, die bei den eben ausgeschlüpfsten Tieren sehr lang und spitz sind. Oft, während so ein Geier die Aufmerksamkeit des jungen Krokodils ganz in Anspruch nimmt, benutzt ein anderer die gute Gelegenheit zu einem unerwarteten Angriff. Er stößt auf das Tier nieder, packt es am Halse und steigt damit hoch in die Luft. Wir konnten diesem Kampfspiel halbe Vormittage lang zusehen.

Dem indianischen Steuermann, der uns von San Fernando am Apure bis zum Strande von Pararuma gebracht hatte, war die Fahrt durch die Stromschnellen des Orinoko neu, und er wollte

uns nicht weiter führen. Wir mußten uns seinem Willen fügen. — Glücklicherweise fand sich ein Missionar, der uns zu sehr billigem Preise eine hübsche Prioge abtrat; ja, der Missionar, Pater Bernardo Zea, erbot sich, obgleich er krank war, uns bis zur Grenze von Brasilien zu begleiten.

Die Versammlung der Indianer bei Pararuma bot uns ein regelrechtes Schauspiel. Die rote Bemalung ist gleichsam die einzige Bekleidung der Indianer, und es lassen sich zwei Arten unterscheiden, nach der größeren oder geringeren Wohlhabenheit der einzelnen Indianer.

Die gemeine Schminke der Karaiben, Otomaken und Yaruros ist der Onoto, ein Farbstoff, den man aus dem Fruchtfleisch einer Pflanze gewinnt.

Wenn sie Onoto bereiten, werfen die indianischen Frauen die Samen der Pflanze in eine Kufe mit Wasser, peitschen das Wasser eine Stunde lang und lassen dann den Farbstoff, der lebhaft ziegelrot ist, sich ruhig absetzen. Das Wasser wird abgegossen, der Bodensatz herausgenommen, mit den Händen ausgedrückt, mit Schildkröteneieröl geknetet und zu runden 3 bis 4 Unzen schweren Kuchen geformt.

Ein anderer, weit kostbarerer Farbstoff wird aus dem Chica, einer Bignonie, gewonnen. Diese Pflanze klettert auf die höchsten Bäume und heftet sich mit Ranken an. Der rote Farbstoff des Chica wird nicht, wie der Onoto, aus der Frucht gewonnen, sondern aus den in Wasser geweichten Blättern. Er sondert sich in Gestalt eines sehr leichten Pulvers ab. Man formt ihn, ohne ihn mit Schildkröteneieröl zu vermischen, zu kleinen, 21 bis 23 Zentimeter langen, 5 bis 8 Zentimeter hohen, an den Rändern abgerundeten Broten. Erwärmst verbreiten diese Brote einen angenehmen Geruch.

Die meisten Missionare am oberen und unteren Orinoko gestatten den Indianern in ihren Missionen, sich die Haut zu bemalen.

Leider gibt es manche, die auf die Nacktheit der Eingeborenen

spekulieren. Da die Mönche nicht Leinwand und Kleider an sie verkaufen können, so handeln sie mit roter Farbe, die bei den Eingeborenen so sehr gesucht ist.

Um einen Begriff davon zu geben, welchen Luxus die nackten Indianer mit ihrem Putz treiben, bemerke ich hier, daß ein ausgewachsener Mann durch zweiwöchige Arbeit kaum genug verdient, um sich durch Tausch so viel Chica zu verschaffen, daß er sich rot bemalen kann. Wie man daher in anderen Ländern von einem armen Menschen sagt, er habe nicht die Mittel, sich zu kleiden, so hört man die Indianer am Orinoko sagen: „Der Mensch ist so elend, daß er sich den Leib nicht einmal halb bemalen kann.“

Die Karaiben und Otomaken färben sich bloß Gesicht und Haare mit Chica, für den Körper nehmen sie den billigeren Onoto. Aber den Salivas-Indianern steht Chica in solcher Menge zur Verfügung, daß sie den ganzen Körper damit überziehen können.

Der Brauch, den Körper zu bemalen, ist nicht bei allen Völkern am Orinoko gleich alt. Erst seit den häufigen Einfällen der mächtigen Karaiben in diese Länder ist der Brauch allgemeiner



geworden. Um dem Sieger gefällig zu sein, mußte der Besiegte sich bemalen wie er und seine Farbe tragen. Jetzt ist es mit der Macht der Karaiben vorbei, aber die karaibische Mode, den ganzen Körper zu färben, hat sich erhalten. Der Brauch ist dauernder als die Eroberung.

Ist nun der Gebrauch des Onoto und des Chica eine Folge der Gefallsucht und der Liebe zum Putz, oder gründet er sich vielleicht auf die Beobachtung, daß ein Überzug von färbenden und ölichen Stoffen die Haut gegen den Stich der Moskitos schützt? In den Missionen am Orinoko und überall, wo die Luft von giftigen Insekten wimmelt, habe ich diese Frage sehr oft erörtern hören. Die Erfahrung zeigt, daß der Karibe und der Saliva, die rot bemalt sind, von Moskitos und Schnaken genauso arg geplagt werden wie jeder, der sich nicht bemalt.

Im Lager von Pararuma machten wir die auffallende Bemerkung, daß sehr alte Frauen mit ihrem Putz sich mehr zu schaffen machten als die jüngsten. Wir sahen eine Indianerin vom Stamme der Otomaken, die sich die Haare mit Schildkröteneieröl einreiben und den Rücken mit Onoto und Caruto bemalen ließ. Zwei ihrer Töchter mußten dieses Geschäft verrichten. Die Malerei bestand in einer Art Gitter von schwarzen, sich kreuzenden Linien auf rotem Grund. In die Mitte jedes kleinen Vierecks wurde ein schwarzer Punkt gemacht, eine Arbeit, zu der unglaubliche Geduld gehörte. Wir hatten sehr lange botanisiert, und als wir zurückkamen, war die Malerei noch nicht halb fertig.

Man wundert sich über einen so umständlichen Putz um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Linien und Figuren nicht tätowiert werden und das so mühsam Aufgemalte sich verwischt, wenn sich der Indianer unvorsichtigerweise einem starken Regen aussetzt.

Der schwarze ätzende Farbstoff des Caruto widersteht dem Wasser länger, wie wir zu unserem großen Verdruß an uns selbst erfuhren. Wir scherzten eines Tages mit den Indianern und machten uns mit Caruto Tupfen und Striche ins Gesicht, und man

sah sie noch, als wir Monate später schon wieder in Angostura, im Schoße europäischer Kultur waren.

Ist in Europa von einem Eingeborenen von Guayana die Rede, so stellt man sich einen Menschen vor, der an Kopf und Gürtel mit schönen Arras-, Tucan-, Tangara- und Kolibrifedern geschmückt ist. Von jeher gilt bei unseren Malern und Bildhauern solcher Putz für das charakteristische Merkmal eines Indianers. Zu unserer Überraschung sahen wir in den Missionen der Chaymas, in den Lagern von Uruana und Pararuma, ja beinahe am ganzen Orinoko und Casiquiare nirgends jene schönen Federbüsche und Federschürzen. Die Putzsachen, namentlich die Federbüsche, werden nur bei Tanz und Festlichkeit gebraucht.

Die Indianer bleiben nicht immer bei einem einfachen Farbüberzug stehen; zuweilen ahmen sie mit ihrer Hautmalerei in der wunderlichsten Weise den Schnitt europäischer Kleidungsstücke nach. Wir sahen in Pararuma welche, die sich blaue Jacken mit schwarzen Knöpfen malen ließen. Die Missionare erzählten uns sogar, die Guaynaves am Rio Cauro färben sich erst mit Onoto rot und malen sich dann breite Querstreifen, auf die sie silberfarbige Glimmerblättchen kleben. Von weitem sieht es aus, als trügen die nackten Menschen mit Tressen besetzte Kleider.

ZIVILISATION MIT CEPO UND PEITSCHE

Im Lager von Pararuma hatten wir Gelegenheit, manche Tiere, die wir bis dahin nur von den europäischen Sammlungen her kannten, zum erstenmal lebend zu sehen. Die Missionare treiben mit dergleichen kleinen Tieren Handel.

Unter den Affen, welche die Indianer in Pararuma zu Märkte brachten, sahen wir mehrere Spielarten des Titi. Der Titi vom Orinoko hat ein weißes Gesicht und über Mund und Nasenspitze weg einen kleinen blauschwarzen Fleck. Kein anderer Affe sieht



im Gesicht einem Kind so ähnlich wie der Titi. Es ist derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Übergang von Freude zu Trauer. Seine großen Augen füllen sich mit Tränen, sobald er über etwas ängstlich wird. Er ist sehr lüstern nach Insekten, besonders nach Spinnen.

Setzt man mehrere dieser kleinen Affen, die im selben Käfig beisammen sind, dem Regen aus, und fällt die gewöhnliche Lufttemperatur rasch um 2 bis 3 Grad, so schlingen sie sich den Schwanz um den Hals und verschränken Arme und Beine, um sich gegenseitig zu erwärmen. Die indianischen Jäger erzählten uns, man finde in den Wäldern häufig Haufen von 10, 12 solcher Affen, die erbärmlich schreien, weil die auswärts Stehenden in den Knäuel hinein möchten, um Wärme und Schutz zu finden.

Pater Bernardo Zea betrieb die Zurüstung zur Weiterfahrt eifriger, als uns lieb war. Er war besorgt, nicht genug Macos- und Guahibos-Indianer zur Hand zu haben, die mit dem Labyrinth von kleinen Kanälen und Wasserfällen bekannt wären.

Man legte daher die Nacht über zwei Indianer in den Cepo, das heißt, man legte sie auf den Boden und steckte ihnen die Beine durch zwei Holzstücke mit Ausschnitten, um die man eine Kette mit Vorlegeschloß legte.

Am frühen Morgen weckte uns das Geschrei eines jungen Mannes, den man mit einem Seekuhriemen unbarmherzig peitschte. Es war Zerepe, ein sehr verständiger Indianer, der uns in der Folge beste Dienste leistete, jetzt aber nicht mit uns gehen wollte. Nur mit Mühe brachten wir es dahin, daß der junge Mann begnadigt wurde.

„Ohne solche Strenge“, hieß es, „würde es euch an allem fehlen. Die Indianer wissen wohl, daß sie in Angostura sehr gesucht sind. Ließe man sie machen, so gingen sie alle den Fluß hinunter nach Angostura, um ihre Produkte zu verkaufen und in voller Freiheit unter den Weißen zu leben. Und die Missionen stünden leer.“

Diese Gründe mögen scheinbar etwas für sich haben, richtig sind sie nicht. Will der Mensch die Vorteile des geselligen Lebens genießen, so muß er allerdings seine natürlichen Rechte, seine frühere Unabhängigkeit teilweise zum Opfer bringen. Wird aber das Opfer, das man ihm auferlegt, nicht durch die Vorteile der Zivilisation aufgewogen, so nährt der Indianer fort und fort den Wunsch, in die Wälder zurückzukehren, in denen er geboren wurde.

Weil der Indianer aus den Wäldern in den meisten Missionen als ein Leibeigener behandelt wird, weil er der Früchte seiner Arbeit nicht froh wird, deshalb veröden die christlichen Niederlassungen am Orinoko. Ein Regiment, das sich auf die Vernichtung der Freiheit der Eingeborenen gründet, tötet die Geisteskräfte oder hemmt doch ihre Entwicklung.

Wenn man sagt, der Eingeborene müsse wie ein Kind unter

strenger Zucht gehalten werden, so ist dies ein unrichtiger Vergleich. Die Indianer am Orinoko haben in den Äußerungen ihrer Freude, im raschen Wechsel ihrer Gemütsbewegungen tatsächlich etwas Kindliches, sie sind aber keineswegs große Kinder. Zwang als hauptsächlichstes und einziges Mittel ist bei der Erziehung der Völker wie bei der Erziehung der Jugend gleich falsch.

„EROBERUNG DER SEELEN“

Am 10. April. Wir konnten erst um 10 Uhr morgens unter Segel gehen.

Nur schwer gewöhnten wir uns an die neue Piroge, die uns eben ein neues Gefängnis war. Um an Breite zu gewinnen, hatte man auf dem Hinterteil des Fahrzeuges aus Baumzweigen eine Art Gitter angebracht, das auf beiden Seiten über Bord hinausreichte. Leider war das Blätterdach darüber so niedrig, daß man gebückt sitzen oder ausgestreckt liegen mußte, wodurch man dann nichts sah. Aber da man die Pirogen durch die Stromschnellen, ja von einem Fluß zum anderen schleppen muß, und weil man dem Wind zu viel Angriffsflächen bieten würde, wenn man den Toldo (Aufbau) höher machte, so kann auf den kleinen Fahrzeugen, die zum Rio Negro hinaufgehen, die Sache nicht anders eingerichtet werden.

Das Dach war für vier Personen bestimmt, die auf dem Verdeck oder auf dem Gitter aus Baumzweigen liegen können. Aber die Beine reichen weit über das Gitter hinaus, und wenn es regnet, wird man zum halben Leibe durchnäßt. Dabei liegt man auf Ochsenhäuten oder Tigerfellen, und die Baumzweige darunter drücken einen durch die dünne Decke gewaltig.

Das Vorderteil des Fahrzeuges nahmen die indianischen Ruderer ein, die 1 Meter lange, löffelförmige Papaien (Paddel)

führen. Sie sind ganz nackt, sitzen paarweise und rudern im Takt, den sie merkwürdig genau einhalten. Ihr Gesang ist trübselig, eintönig.

Die kleinen Käfige mit unseren Vögeln und Affen, deren immer mehr wurden, je weiter wir kamen, waren teils am Toldo, teils am Vorderteil aufgehängt. Es war unsere Reisemenagerie. Wenn wir unser Nachtlager aufschlugen, befanden sich die Menagerie und die Instrumente immer in der Mitte. Ringsum kamen sofort unsere Hängematten, dann die der Indianer und zu äußerst die Feuer, die man für unentbehrlich hielt, um den Jaguar fernzuhalten.

Auf der überfüllten, keinen Meter breiten Piroge blieb für die getrockneten Pflanzen, die Koffer, einen Sextanten, den Inklinationskompaß und die meteorologischen Instrumente kein anderer Platz als der Raum unter dem Gitter aus Zweigen, auf dem wir den größten Teil des Tages ausgestreckt liegen mußten. Wollte man irgend etwas aus seinem Koffer holen oder ein Instrument gebrauchen, mußte man ans Ufer fahren und aussteigen.

Zu diesen Unbequemlichkeiten kam noch die Plage der Moskitos, die unter einem so niedrigen Dach in Scharen hausen, und die Hitze, welche die Palmlätter ausstrahlen, deren obere Fläche beständig der Sonnenglut ausgesetzt ist. Jeden Augenblick suchten wir uns unsere Lage erträglicher zu machen, und immer vergeblich. Während der eine sich unter ein Tuch steckte, um sich vor den Insekten zu schützen, verlangte der andere, man solle grünes Holz unter dem Toldo anzünden, um die Mücken durch den Rauch zu vertreiben. Wegen des Brennens der Augen und der Steigerung der ohnehin erstickenden Hitze war das eine Mittel so wenig anwendbar wie das andere.

Der Orinoko wurde wieder schmäler. Im Osten sahen wir einen Berg mit plattem Gipfel. Er ist gegen 100 Meter hoch und diente den Jesuiten als fester Platz. Sie hatten ein kleines Fort darauf angelegt, das drei Batterien enthielt und in dem beständig ein Militärposten lag. Die Jesuitenschanze wurde nach der Auf-

hebung der Gesellschaft Jesu zerstört, aber der Ort heißt noch el Castillo: die Burg.

Die Besatzung, welche die Jesuiten auf diesem Felsen hatten, sollte nicht allein die Missionen gegen die Einfälle der Karaiben schützen, sie diente auch zum Angriffskrieg oder, wie man hier sagt, zur „Eroberung der Seelen“.

Die Soldaten, durch die ausgesetzten Geldbelohnungen angefeuert, machten mit bewaffneter Hand Einfälle in das Gebiet unabhängiger Indianer. Man brachte um, was Widerstand zu leisten wagte, man brannte die Hütten nieder, zerstörte die Pflanzungen und schlepppte Greise, Weiber und Kinder als Gefangene fort. Die Gefangenen wurden sofort in die Missionen am Meta, Rio Negro und oberen Orinoko verteilt. Man wählte die entlegensten Orte, damit sie nicht in Versuchung kämen, wieder in ihr Heimatland zu entlaufen.

Dieses gewaltsame Mittel, Seelen zu erobern, war zwar nach spanischem Gesetz verboten, wurde aber von den Behörden geduldet und von den Oberen der Gesellschaft Jesu, als der Religion und dem Aufkommen der Missionen förderlich, höchstlich gepriesen.

„Die Stimme des Evangeliums“, schrieb ein Jesuit vom Orinoko, „wird nur da vernommen, wo die Indianer Pulver haben knallen hören. Sanftmut ist ein gar langsames Mittel. Durch Züchtigung erleichtert man sich die Bekehrung der Eingeborenen.“

Dergleichen die Menschheit schändende Grundsätze wurden sicher nicht von allen Jesuiten geteilt. Aber die Seeleneroberungen mit dem Bajonett waren ein von dem Regime, dem es nur auf rasche Ausbreitung der Missionen ankam, unzertrennlicher Greuel.

DIE GUAHIBOS VERLASSEN DIE MISSION SAN BORJA

Am 11. April. Nach unserer Abfahrt von Carichana um 2 Uhr nachmittags fanden wir im Flußbett immer mehr Granitblöcke, durch welche der Strom aufgehalten wird. Der Strom ist hier so tief, daß ein Senkblei von 40 Metern den Grund nicht erreicht.

Gegen Abend wurde der Himmel bedeckt und düster, Windstöße und dazwischen ganz stille Luft verkündeten, daß ein Gewitter im Anzug war. Der Regen fiel in Strömen, und das Blätterdach, unter dem wir lagen, bot wenig Schutz. Zum Glück vertrieben die Regenströme die Moskitos, die uns den Tag über grausam geplagt hatten, wenigstens auf eine Weile.

Wir befanden uns vor einem Wasserfall, und der Zug des Wassers war so stark, daß wir nur mit Mühe ans Land kamen. Wir wurden immer wieder mitten in die Strömung geworfen. Endlich sprangen zwei Salivas, ausgezeichnete Schwimmer, ins Wasser, zogen die Piroge mit einem Strick ans Ufer und banden sie an einer nackten Felsbank fest, auf der wir übernachteten.

Das Gewitter hielt lange in die Nacht hinein an. Der Fluß stieg bedeutend, und man fürchtete mehrerermaß, die wilden Wogen möchten unser schwaches Fahrzeug vom Ufer losreißen.

Am 12. April. Wir brachen um 4 Uhr morgens auf.

Pater Zea sah voraus, daß wir Not haben würden, über die Stromschnellen und die Mündung des Meta wegzukommen. Die Indianer ruderten zwölfeinhalb Stunden ohne Unterlaß. Während dieser Zeit nahmen sie nichts zu sich als Maniok und Bananen. Bedenkt man, wie schwer es ist, die Gewalt der Strömung zu überwinden und die Stromschnellen hinaufzufahren, und weiß man, daß die Indianer am Orinoko und Amazonenstrom auf zweimonatigen Flußfahrten in dieser Weise ihre Muskeln anstrengen, so wundert man sich gleich sehr über die Körperkraft und über die Mäßigkeit dieser Menschen. Stärkemehl und zuckerhaltige Pflanzen, zuweilen Fische und Schildkröteneierfett, ersetzen hier die Fleischnahrung.

Am 13. April. Wir fuhren am frühen Morgen die Stromschnellen von Tabaje hinauf und stiegen wieder aus. Unser Begleiter, Pater Zea, wollte in der neuen, seit zwei Jahren bestehenden Mission San Borja die Messe lesen.

Wir fanden dort sechs von noch nicht katechisierten Guahibos bewohnte Häuser. Sie unterschieden sich in nichts von den freien Indianern. Vergeblich boten wir ihnen Branntwein an – sie wollten ihn nicht einmal kosten. Die Gesichter der jungen Mädchen waren mit runden schwarzen Tupfen bemalt; sie nahmen sich aus wie die Schönheitspflästerchen, mit denen früher die Frauen in Europa die Weiße ihrer Haut zu heben meinten.

Am übrigen Körper waren die Guahibos nicht bemalt. Mehrere hatten einen Bart. Sie schienen stolz darauf, faßten uns ans Kinn und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, sie seien wie wir. Sie sind meist ziemlich schlank gewachsen.

Von den christlichen Religionsgebräuchen haben sie keinen Begriff, dennoch benahmen sie sich in der Kirche durchaus anständig. Bei der Kommunion machten sie einander Zeichen, daß jetzt der Priester den Kelch zum Munde führen werde. Diese Gebärde ausgenommen, saßen sie da, ohne sich zu rühren, völlig teilnahmslos.

Die Teilnahme, mit der wir die armen Eingeboren betrachtet hatten, war vielleicht schuld daran, daß die Mission einging. Einige, die lieber umherzogen, als das Land zu bebauen, beredeten die anderen, wieder in die Ebenen am Meta zu ziehen. Sie sagten, die Weißen würden wieder nach San Borja kommen und sie dann in ihren Kanus fortschleppen und in Angostura als Poitos, als Sklaven, verkaufen.

Die Guahibos warteten ab. Als sie Monate später erfuhren, daß wir uns auf der Rückfahrt wieder San Borja näherten, liefen sie alle davon in die Savannen westlich vom Orinoko.

Am 15. April. Wir brachen von der Insel Panumana um 4 Uhr morgens auf, zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Bei der Abfahrt sahen wir auf dem westlichen Stromufer die Lagerfeuer wilder

Guahibos. Pater Zea ließ einige blinde Schüsse abfeuern – um sie einzuschüchtern, sagte er, und um ihnen zu zeigen, daß wir uns wehren könnten.

Die Indianer hatten ohne Zweifel keine Kanus und wohl auch keine Lust, uns mitten auf dem Strom zu Leibe zu gehen.

Bei Sonnenaufgang kamen wir am Einfluß des Rio Anaveni vorüber, der von den östlichen Bergen herabkommt. Von seiner Mündung bis zum Einfluß des Anaveni, auf einer Strecke von 1170 Kilometern, ist die Schiffahrt auf dem Orinoco durchaus ungehindert. Bei Muitaco, in einer Bucht, Boca del Infierno genannt, sind Klippen und Wirbel, bei Carichana und San Borja sind Stromschnellen, aber an all diesen Punkten ist der Strom nie ganz gesperrt, es bleibt eine Wasserstraße, auf der die Fahrzeuge hinab und hinauf fahren können.

Während dieser ganzen Fahrt auf dem unteren Orinoco wird dem Reisenden nur eines gefährlich: die natürlichen Flöße aus Bäumen, die der Fluß entwurzelt und bei Hochwasser forttreibt. Wehe den Pirogen, die bei Nacht an solchem Gitterwerk aus Holz und Schlinggewächsen auffahren! Es ist mit Wasserpflanzen bedeckt und gleicht schwimmenden Wiesen.

Wenn die Indianer eine feindliche Horde überfallen wollen, binden sie mehrere Kanus mit Stricken zusammen, bedecken sie mit Kräutern und Baumzweigen und bilden so die Haufen von Bäumen nach, die der Orinoco auf seinem Talweg abwärts treibt. Man sagt den Kariben nach, sie seien früher in dieser Kriegslist ausgezeichnet gewesen, und gegenwärtig bedienen sich die spanischen Schmuggler in der Nähe von Angostura desselben Mittels, um die Zollaufseher hinters Licht zu führen.

Am 16. April gegen Abend erhielten wir Nachricht, unsere Piroge sei in weniger als 6 Stunden über die Stromschnellen von Atures geschafft worden und liege wohlbehalten in einer Bucht, der obere Hafen genannt.

Man zeigte uns in der kleinen Kirche von Atures einige Überbleibsel vom einstigen Wohlstand der Jesuiten. Eine silberne

Lampe von ansehnlichem Gewicht lag, halb im Sande begraben, am Boden. Ein Gegenstand der Art würde allerdings nirgends die Habsucht der Eingeborenen reizen. Ich muß aber hier zur Ehre der Eingeborenen am Orinoko erwähnen, daß sie keine Diebe sind. Sie haben große Achtung vor dem Eigentum; sie suchen nicht einmal Eßwaren, Fischangeln und Äxte zu entwenden. In Maipures und Atures weiß man nichts von Schlössern an den Türen. Sie werden eingeführt werden, sobald Weiße und Mischlinge sich in den Missionen niederlassen.

DER VERSPIELTE JAGUAR

Die Tiger oder Jaguare, die den Herden weniger gefährlich sind als die Fledermäuse, kommen bis ins Dorf hinein und fressen den armen Indianern die Schweine weg. Der Missionar erzählte uns ein auffallendes Beispiel von der Zutunlichkeit dieser sonst so wilden Tiere.

Einige Monate vor unserer Ankunft hatte ein Jaguar, den man



für ein junges Tier hielt, obgleich er groß war, ein Kind verwundet, mit dem er spielte. Zwei indianische Kinder von 8 bis 9 Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, saßen bei Atures mitten in einer Lichtung, über die wir oft gegangen sind, im Gras. Es war 2 Uhr nachmittags, da kommt ein Jaguar aus dem Wald und auf die Kinder zu, die er springend umkreist. Bald versteckt er sich im hohen Gras, bald macht er mit gekrümmtem Rücken und gesenktem Kopf einen Sprung, gerade wie unsere Katzen.

Der kleine Junge ahnt nicht, in welcher Gefahr er schwebt, und wird sie erst inne, als der Jaguar ihn mit der Tatze auf den Kopf schlägt. Erst schlägt er sachte, dann immer stärker; die Krallen verwunden das Kind, und es blutet stark. Da nimmt das kleine Mädchen einen Baumzweig, schlägt das Tier, und dieses läuft vor ihr davon. Auf das Schreien der Kinder kommen die Indianer herbeigelaufen und sehen den Jaguar, der sichtbar an keine Gegenwehr dachte, in Sprüngen sich davonnemachen.

Man führte uns den Jungen vor, der lebendig und gescheit aussah. Die Kralle des Jaguars hatte ihm an der Stirn die Haut abgestreift, und eine zweite Narbe hatte er oben auf dem Kopf.

DIE KLEINSTEN RAUBTIERE

Nach zweitägigem Aufenthalt am Wasserfall von Atures waren wir sehr froh, unsere Piroge wieder laden und einen Ort verlassen zu können, wo das Thermometer bei Tage meist auf 29 Grad, bei Nacht auf 26 Grad stand. Nach der Hitze, die uns drückte, kam uns die Temperatur noch weit höher vor.

Wenn die Angabe des Instrumentes und unsere Empfindung so wenig übereinstimmten, so rührte dies vom beständigen Hautreiz durch die Moskitos her. Eine von giftigen Insekten wimmelnde Luft kommt einem immer weit heißer vor, als sie wirklich ist.

Den Tag über wurden wir von den Moskitos und anderen

kleinen giftigen Mücken furchtbar geplagt, bei Nacht von den Zancudos, einer großen Schnakenart, vor denen sich selbst die Eingeborenen fürchten. Unsere Hände fingen an stark zu schwollen, und die Geschwulst nahm täglich zu.

Die Mittel, durch die man die kleinen Tiere loszuwerden sucht, sind sehr merkwürdig. Pater Bernardo Zea, der sein Leben unter den Qualen der Moskitos zubringt, hatte sich in seiner Mission Atures neben der Kirche auf einem Gerüst von Palmstämmen ein kleines Zimmer gebaut, in dem man freier atmete. Abends stiegen wir mit einer Leiter da hinauf, um unsere Pflanzen zu trocknen und unser Tagebuch zu schreiben. Der Missionar hatte die richtige Beobachtung gemacht, daß die Insekten in der tiefsten Luftschicht am Boden, 6 bis 7 Meter hoch, am häufigsten sind.

In Maipures gehen die Indianer bei Nacht aus dem Dorf und schlafen auf kleinen Inseln mitten in den Wasserfällen. Sie finden dort einige Ruhe, da die Moskitos eine mit Wasserdunst beladene Luft zu fliehen scheinen. In Higuero te gräbt man sich nachts in den Sand, so daß bloß der Kopf hervorragt und der ganze Leib mit drei bis vier Zoll Erde bedeckt bleibt. Man hält es für eine Fabel, wenn man es nicht selbst sieht.

Wer die großen Ströme des tropischen Amerikas, wie den Orinoko oder den Magdalenenfluß, nicht befahren hat, kann nicht begreifen, wie man ohne Unterlaß jeden Augenblick im Leben von den Insekten, die in der Luft schweben, gepeinigt wird. Die Unzahl dieser kleinen Tiere kann weite Landstrecken fast unbewohnbar machen. So sehr man auch gewöhnt sein mag, den Schmerz ohne Klage zu ertragen, so lebhaft einen auch der Gegenstand, den man eben beobachtet, beschäftigen mag, unvermeidlich wird man immer wieder davon abgelenkt, wenn Moskitos, Zancudos und andere Insekten einem Hände und Gesicht bedecken, einen mit ihrem Saugrüssel, der in einen Stachel ausläuft, durch die Kleider hindurch stechen und in Nase und Mund kriechen, so daß man husten und niesen muß, sobald man in freier Luft spricht.

In den Missionen am Orinoko, in diesen von unermeßlichen Wäldern umgebenen Dörfern am Stromufer, ist aber auch die „plaga de los moscos“, die Mückenplage, ein unerschöpflicher Stoff der Unterhaltung. Begegnen sich morgens zwei Leute, so sind ihre ersten Fragen: „Wie haben Sie die Zancudos heute nacht gefunden?“ – „Wie steht es heute mit den Moskitos?“

„Wie gut muß im Mond zu wohnen sein!“ sagte ein Saliva-Indianer. „Er ist so schön hell, daß es dort gewiß keine Moskitos gibt.“

In den Dörfern am Magdalenenfluß forderten uns die Indianer oft auf, uns mit ihnen bei der Kirche auf der Plaza grande auf Ochsenhäute zu legen. Man hatte dort alles Vieh aus der Umgebung zusammengetrieben, denn in seiner Nähe findet der Mensch ein wenig Ruhe.

Wenn die Indianer am oberen Orinoko oder am Casiquiare sahen, daß Bonpland wegen der unaufhörlichen Moskitoplage seine Pflanzen nicht einlegen konnte, forderten sie ihn auf, in ihre Öfen zu gehen. So heißen kleine Gemächer ohne Türen und Fenster, in die man durch eine ganz niedrige Öffnung auf dem Bauche kriecht. Mittels eines Feuers von feuchtem Strauchwerk, das viel Rauch gibt, jagt man die Insekten hinaus und verschließt schnell die Öffnung des Ofens. Daß man dann die Moskitos los ist, erkauft man ziemlich teuer, denn bei der stockenden Luft und dem Rauch einer Fackel, die den Ofen beleuchtet, wird es entsetzlich heiß darin. Bonpland hat mit einem Mut und einer Geduld, die das höchste Lob verdienen, viele hundert Pflanzen in diesen Hornitos (Öfen) der Indianer getrocknet.

INDIANISCHE TÖPFERKUNST

Unsere Piroge lag im Hafen von Arriba, oberhalb der Stromschnellen von Atures. Dorthin brachen wir auf.

Man zeigte uns von weitem die Felsen bei der Höhle von Ataruipe, wir hatten aber nicht Zeit, diese Grabstätte des ausgestorbenen Stammes der Atures zu besuchen. Wir bedauerten dies um so mehr, als Pater Zea nicht müde wurde, uns von den mit Onoto bemalten Skeletten in der Höhle, von den großen Gefäßen aus gebrannter Erde, in welchen die Gebeine je einer Familie zu liegen scheinen, und von vielen anderen merkwürdigen Dingen zu erzählen, so daß wir uns vornahmen, das alles auf der Rückreise vom Rio Negro in Augenschein zu nehmen.

Acht Indianer von Atures hatten unsere Piroge durch die Stromschnellen geschafft. Sie schienen mit dem mäßigen Lohn, der ihnen gegeben wurde, kaum 30 Sous der Mann, gar wohl zufrieden. Das Geschäft bringt ihnen wenig ein, und um einen richtigen Begriff von den jämmerlichen Zuständen und dem Darniederliegen des Handels in den Missionen am Orinoko zu geben, merke ich hier an, daß der Missionar in drei Jahren – außer den Fahrzeugen, welche der Kommandant von San Carlos am Rio Negro jährlich nach Angostura schickt, um die Lohnung der Truppen zu holen – nicht mehr als fünf Pirogen vom oberen Orinoko, die zur Schildkröteneierernte fuhren, und acht mit Handelsgut beladene Kanus sah.

Da wir in der Mission San José de Maipures in der Nacht ankamen, fielen uns der Anblick und die Verödung des Ortes doppelt auf. Die Indianer lagen im tiefsten Schlaf. Man hörte nichts als das Geschrei der Nachtvögel und das ferne Tosen der Wasserfälle.

In Maipures fanden wir in den Hütten der Eingeborenen eine Ordnung und Reinlichkeit, wie man sie in den Häusern der Missionäre selten findet. Sie bauen Bananen und Maniok, aber keinen Mais. Wie die meisten Indianer am Orinoko haben auch die in Maipures Getränke, die man nahrhafte nennen kann. Eines dieser Getränke, das im Lande sehr berühmt ist, wird von einer Palme gewonnen, die in der Nähe der Mission wild wächst.

Dieser Baum ist der Seje. Ich habe an einer Blütentraube



44 000 Blüten geschätzt, und Früchte, die meist unreif abfallen, waren es 8000. Es ist eine kleine fleischige Steinfrucht. Man wirft sie ein paar Minuten lang in kochendes Wasser, damit sich der Kern vom Fleisch trennt, das zuckersüß ist und sofort in einem großen Gefäß mit Wasser zerstampft und zerrieben wird. Der kalte Aufguß gibt eine gelbliche Flüssigkeit, die wie Mandelmilch schmeckt.

„Ich habe in meinem Dorf eine Steingutfabrik“, sagte Pater Zea.

Er führte uns zu einer indianischen Familie, die beschäftigt war, unter freiem Himmel an einem Feuer von Strauchwerk große, 75 Zentimeter hohe Tongefäße zu brennen.

Dieses Gewerbe ist den verschiedenen Zweigen des großen Volksstammes der Maipures eigentümlich, und sie scheinen es seit unvordenklicher Zeit zu treiben. Überall in den Wäldern, weit von jedem menschlichen Wohnsitz, stößt man, wenn man den Boden aufgräbt, auf Scherben von Töpfen und bemaltem Stein-gut. Die Liebhaberei für diese Arbeit scheint früher unter den Ureinwohnern Nord- und Südamerikas gleich verbreitet gewesen zu sein. Im Norden von Mexiko, am Rio Gila, in den Trümmern

einer aztekischen Stadt, in den Vereinigten Staaten bei den Grabhügeln der Miami, in Flodida und überall, wo sich Spuren einer alten Kultur finden, birgt der Boden Scherben von bemalten Geschirren. Und höchst auffallend ist die durchgängige große Ähnlichkeit der Verzierungen.

So malten denn auch die Indianer in Maipures unter unseren Augen Verzierungen, ganz wie wir sie später in der Höhle von Ataruipe auf den Gefäßen sahen, in denen menschliche Gebeine aufbewahrt sind. Es sind Mäanderlinien, Figuren von Krokodilen, von Affen und von einem großen vierfüßigen Tier, von dem ich nicht wußte, was es vorstellen soll, das aber immer dieselbe plumpe Gestalt hat.

Am geschicktesten führen die Maipures Verzierungen in geraden, mannigfach kombinierten Linien (Mäander) aus, wie wir sie auf den Werken so vieler Völker sehen, die ohne daß sie miteinander in Verkehr gestanden hätten, eben gleiches Vergnügen daran finden, symmetrisch dieselben Formen zu wiederholen.

Die Arabesken, die Mäander, vergnügen unser Auge, weil die Elemente, aus denen die Liniengräber bestehen, in rhythmischer Folge aneinander gereiht sind. Das Auge verhält sich zu dieser Anordnung, zu dieser periodischen Aufeinanderfolge wie das Ohr zu Tönen und Akkorden. Kann man aber in Abrede stellen, daß beim Menschen das Gefühl für den Rhythmus schon beim ersten Morgenrot der Kultur, in den rohesten Anfängen von Gesang und Poesie zum Ausdruck kam?

Die Eingeborenen in Maipures (und besonders die Frauen verfertigen das Geschirr) reinigen den Ton durch wiederholtes Schlämmen, kneten ihn zu Zylindern und arbeiten mit den Händen die größten Gefäße aus. Der amerikanische Indianer weiß nichts von der Töpferscheibe, die bei den Völkern des Orients aus dem frühesten Altertum bekannt ist.

Die Farben der Maipures sind Eisen- und Manganoxyde, besonders gelber und roter Ocker, der in Höhlungen des Sandsteins

vorkommt. Man überzieht die Malerei mit einem durchsichtigen Harz.

Übrigens weiß man am Orinoko nicht allein von den Maipures, sondern auch von den Guaypunabis; Karaiben, Otomaken und selbst von den Guamos, daß sie Geschirr mit Malereien verfertigen. Früher war dieses Gewerbe bis zum Amazonenstrom hin verbreitet.

DER FELS DER GUAHIBA

Am 30. April. Wir verließen die Mission San Baltasar morgens ziemlich spät und fuhren den Atabapo hinauf. Statt ihm aber weiter seiner Quelle zu, gegen Osten zu folgen, liefen wir jetzt in den Rio Temi ein.

Ehe wir an dessen Mündung kamen, wurden wir auf eine Granitkuppe am westlichen Ufer aufmerksam. Sie heißt Fels der Guahiba-Indianerin oder Fels der Mutter – Piedra de la madre. Wir fragten nach dem Grund einer so sonderbaren Benennung, aber Pater Zea konnte unsere Neugier nicht befriedigen. Einige Wochen später erzählte uns ein anderer Missionar die Geschichte dieses Namens, die ich in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe und die den schmerzlichsten Eindruck auf uns machte.

Der Missionar von San Fernando war mit seinen Indianern ausgezogen, um einen feindlichen Einfall zu machen. Man fand in einer Hütte eine Mutter vom Stämme der Guahibos mit drei Kindern, von denen zwei noch nicht erwachsen waren. Sie bereiteten Maniokmehl. An Widerstand war nicht zu denken, der Vater war auf Fischfang, und so suchte die Mutter mit ihren Kindern sich durch die Flucht zu retten. Kaum hatte sie die Steppe erreicht, wurde sie von den Indianern des Missionars eingeholt, die auf die Menschenjagd gehen. Mutter und Kinder wurden gebunden und an den Fluß geschleppt. Der Ordensmann saß in

seinem Boot, auf den Ausgang der Expedition wartend, die für ihn völlig gefahrlos war. Hätte sich die Mutter zu stark gewehrt, so wäre sie von den Indianern umgebracht worden. Alles ist erlaubt, wenn man zur „Seeleneroberung“ auszieht, und man will besonders der Kinder habhaft werden, die man dann in der Mission als Poitos oder Sklaven der Christen behandelt. Man brachte die Gefangenen nach San Fernando und meinte, die Mutter könne zu Land nicht wieder in ihre Heimat zurückfinden.

Durch die Trennung von den Kindern, die am Tage ihrer Entführung den Vater begleitet hatten, geriet die Frau in die höchste Verzweiflung. Sie beschloß, die Kinder, die in der Gewalt des Missionars waren, zur Familie zurückzubringen. Sie lief mit ihnen mehrere Male von San Fernando fort, wurde aber immer wieder von den Indianern gepackt, und nachdem der Missionar sie unbarmherzig hatte peitschen lassen, faßte er den grausamen Entschluß, die Mutter von den beiden Kindern, die mit ihr gefangen worden waren, zu trennen. Man führte sie allein den Atabapo hinauf, den Missionen am Rio Negro zu. Leicht gebunden saß sie auf dem Vorderteil des Fahrzeuges

Man hatte ihr nicht gesagt, welches Los ihrer wartete, aber nach der Richtung der Sonne sah sie wohl, daß sie immer weiter von ihrer Hütte und ihrer Heimat wegkam. Es gelang ihr, sich ihrer Bande zu entledigen, sie sprang in den Fluß und schwamm dem linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trug sie an die Felsbank, die heute ihren Namen trägt. Sie ging hier an Land und lief ins Holz. Aber der Präsident der Missionen befahl den Indianern, ans Ufer zu fahren und den Spuren der Indianerin zu folgen.

Am Abend wurde sie zurückgebracht, auf den Fels gelegt und mit einem Seekuhriemen, wie sie hierzulande als Peitschen dienen, unbarmherzig gepeitscht. Man band dem unglücklichen Weibe mit starken Ranken die Hände auf den Rücken und brachte sie in die Mission Javita. Hier sperrte man sie in eine der Karawansereien.



Es war in der Regenzeit, und die Nacht war finster. Wälder, die man bis dahin für undurchdringlich gehalten hatte, liegen 112 Kilometer breit in gerader Linie zwischen Javita und San Fernando. Man kennt keinen anderen Weg als die Flüsse. Niemals hatte ein Mensch versucht, zu Lande von einem Dorfe zum anderen zu gehen und lägen sie auch nur ein paar Meilen auseinander.

Aber solche Schwierigkeiten halten eine Mutter, die man von ihren Kindern trennt, nicht auf. Ihre Kinder waren in San Fernando am Atabapo; sie mußte zu ihnen, sie mußte sie aus den Händen der Christen befreien, sie mußte sie dem Vater wiederbringen.

Die Indianerin war nachlässig bewacht, und da ihre Arme ganz blutig waren, hatten ihr die Indianer von Javita ohne Wissen des Missionars und der Gemeindebeamten die Bande gelockert. Es gelang ihr, sie mit den Zähnen vollends loszumachen, und sie verschwand in der Nacht.

Und als die Sonne zum viertenmal aufging, sah man sie in der

Mission San Fernando um die Hütte schleichen, in der ihre Kinder eingesperrt waren.

„Was dieses Weib ausgeführt hat“, sagte der Missionar, der uns diese traurige Geschichte erzählte, „der kräftigste Indianer hätte sich nicht getraut, es zu unternehmen.“

Sie ging durch die Wälder in einer Jahreszeit, wo der Himmel immer mit Wolken bedeckt ist und die Sonne tagelang nur auf wenige Minuten zum Vorschein kommt. Hatte sie sich nach dem Lauf der Wasser gerichtet? Aber da alles überschwemmt war, mußte sie sich weit vom Flußufer mitten in den Wäldern halten, wo man das Wasser fast gar nicht laufen sieht. Wie oft mochte sie von den stachligen Lianen aufgehalten worden sein, welche um die von ihnen umschlungenen Stämme ein Gitterwerk bilden! Wie oft mußte sie durch die Bäche schwimmen, die sich in den Atabapo ergießen!

Man fragte die unglückliche Frau, wovon sie sich vier Tage lang genährt hätte. Sie sagte, völlig erschöpft habe sie sich keine andere Nahrung verschaffen können als die großen schwarzen Ameisen, die in langen Zügen an den Bäumen hinaufkriechen, um ihre harzigen Nester daranzuhängen.

Wir wollten durchaus vom Missionar wissen, ob jetzt endlich die Indianerin in Ruhe das Glück habe genießen können, bei ihren Kindern zu sein, ob man doch endlich bereut habe, daß man sich so maßlos vergangen hatte? Er fand es nicht für gut, unsere Neugierde zu befriedigen. Aber auf der Rückreise vom Rio Negro hörten wir, man habe der Indianerin nicht Zeit gelassen, von ihren Wunden zu genesen, sondern sie wieder von ihren Kindern getrennt und in eine Mission am oberen Orinoko gebracht. Dort wies sie alle Nahrung von sich und starb.

Wenn ich beim Fels der Mutter länger verweilt habe, geschah es, um mit einem rührenden Beispiel die Mutterliebe einer Menschenart zu beweisen, die man solange verleumdet hat, und weil es mir nicht ohne Nutzen schien, einen Vorfall zu veröffentlichen, den ich aus dem Munde von Franziskanern habe und der

beweist, wie notwendig es ist, daß das Auge des Gesetzgebers über das Regiment der Missionare wacht.

HEILENDES UZAOWASSER

Am 1. Mai. Zu unserer Freude trafen wir in San Antonio de Javita einen sehr geisteslebendigen, vernünftigen und gefälligen Mönch. Wir mußten uns 4 bis 5 Tage in seinem Hause aufhalten, da so lange zum Transport unseres Fahrzeuges über den Trageplatz am Pimichin erforderlich war.

Wir benützten diese Zeit nicht allein, um uns in der Gegend umzusehen, sondern auch, um uns von einem Übel zu befreien, an dem wir seit zwei Tagen litten. Wir hatten sehr starkes Jucken in den Fingergelenken und auf dem Handrücken. Der Missionar sagte uns, das seien Ackerer, die sich in die Haut graben. Mit der Lupe sahen wir nur Streifen, parallele weiße Furchen. Wegen der Form dieser Furchen heißt das Insekt Arador, Ackerer.

Man ließ eine Mulattin kommen, die sich rühmte, all die kleinen Tiere, welche sich in die Haut des Menschen graben, genau zu kennen.

Es war die Curandera – der Dorfarzt. Sie versprach uns, die Insekten, die uns so schreckliches Jucken verursachten, eines um das andere herauszuholen. Sie erhitzte an der Lampe die Spitze eines kleinen Splitters von sehr hartem Holz und bohrte damit in den Furchen, die auf der Haut sichtbar waren. Nach langem Suchen verkündete sie mit dem pedantischen Ernst, der den Farbigen eigen ist, da sei bereits ein Arador. Ich sah einen kleinen runden Sack, der mir das Ei einer Milbe schien. Wenn die Mulattin erst einmal drei, vier solche Adores heraus hätte, sollte ich mich erleichtert fühlen.

Da ich an beiden Händen die Haut voll Ackerer hatte, ging mir die Geduld über der Operation aus, die bereits bis tief in die Nacht gedauert hatte.

Am anderen Tage heilte uns ein Indianer aus Javita radikal und überraschend schnell. Er brachte uns einen Zweig von einem Strauch, genannt Uzao, mit kleinen, stark lederartigen, glänzenden Blättern. Er machte von der Rinde einen kalten Aufguß, der bläulich aussah und wie Süßholz schmeckte und geschlagen starken Schaum gab. Auf einfaches Waschen mit dem Uzaowasser hörte das Jucken von den Aradores auf. Der Schmerz, den wir auszustehen gehabt, hatte uns so ängstlich gemacht, daß wir bis San Carlos immer ein paar Uzaozweige im Kanu mitführten.

Warum hat man kein Mittel gegen das Jucken entdeckt, das von den Stichen der Zancudos herröhrt, wie man eines gegen das Jucken hat, das die Aradores verursachen?

KANUBAU UND KAUTSCHUKGEWINNUNG

Die Indianer in Javita, 160 an der Zahl, treiben größtenteils Schiffbau. Man nimmt dazu Stämme einer großen Lorbeerart, von den Missionaren Sassafras genannt, die man mit Feuer und Axt aushöhlt. Diese Bäume sind über 30 Meter hoch. Das Holz ist gelb, harzig, verdirbt fast nie im Wasser und hat einen sehr angenehmen Geruch. Wir sahen es in San Fernando, in Javita, besonders aber in Esmeralda, wo die meisten Pirogen für den Orinoko gebaut werden, weil die benachbarten Wälder die dicksten Sassafrastämme liefern.

Man bezahlt den Indianern für 84 Zentimeter des unteren, hauptsächlichen Teils (der aus einem ausgehöhlten Stamm besteht) einen harten Piaster, so daß ein 13,3 Meter langes Kanu – dabei sind Holz und Arbeitslohn des Zimmerers – nur 16 Piaster kostet. Aber mit den Nägeln und den Seitenwänden, durch die man das Fahrzeug geräumiger macht, kommt der Preis doppelt so hoch. Auf dem oberen Orinoko sah ich 40 Piaster oder 200 Franken für eine 15,6 Meter lange Piroge bezahlen.

Im Walde zwischen Javita und dem Caño Pimichin wächst eine erstaunliche Menge riesenhafter Baumarten. Alle diese Bäume waren 32 bis 35 Meter hoch. Da die Äste erst in der Nähe des Wipfels vom Stamme abgehen, so kostet es Mühe, sich Blätter und Blüten zu verschaffen. Unsere Indianer kauten erst, wie sie gewöhnlich tun, das Holz und nannten dann den Baum. Die Blätter wußten sie besser zu unterscheiden als Blüten und Früchte.

Wir gingen jeden Tag in den Wald, um zu sehen, ob es mit dem Transport unseres Fahrzeuges zu Land vorwärtsging. Dreiundzwanzig Indianer waren angestellt, es zu schleppen, wobei sie nacheinander Baumäste als Walzen unterlegten.

In diesem Walde erhielten wir endlich auch genaue Auskunft über den Kautschuk, den die Indianer Dapicho nennen. Der alte Kapitän Javita führte uns an einen Bach. Er zeigte uns, wie man, um diese Substanz zu bekommen, im sumpfigen Erdreich 60 bis 90 Zentimeter zwischen den Wurzeln zweier Bäume, des Jacio und des Curvana, graben muß. Das Dapicho scheint sich nun dadurch zu bilden, daß der Saft aus den Wurzeln austritt, und das geschieht besonders, wenn die Bäume sehr alt sind und der Stamm hohl zu werden anfängt. Rinde und Splint bekommen Risse, und so erfolgt auf natürlichem Wege, was der Mensch anderswo durch tiefe Einschnitte künstlich herbeiführt.

In der Hütte des Missionars saß ein Indianer an einem Feuer und verwandelte das Dapicho in schwarzen Kautschuk. Er hatte mehrere Stücke auf ein dünnes Holz gespießt und briet sie wie Fleisch. Je weicher und elastischer das Dapicho wird, desto mehr schwärzt es sich.

Der Indianer klopfte die erweichte schwarze Masse mit einem keulenförmigen Stück Brasilholz, knetete dann das Dapicho zu Kugeln von 8 bis 10 Zentimeter Durchmesser und ließ es erkalten. Diese Kugeln gleichen vollkommen dem Kautschuk, wie er in den Handel kommt, sie bleiben jedoch außen meist etwas klebrig. Man braucht sie hier nicht zum indianischen Ballspiel, das bei den

Einwohnern von Uruana und Encaramada in so hohem Ansehen steht; man schneidet sie zylindrisch zu, um sie als Stöpsel zu gebrauchen, die noch weit besser sind als Korkstöpsel.

Der Missionar zeigte uns vor der Casa de los Solteros (Haus, wo sich die jungen, nicht verheirateten Leute versammeln) eine Trommel, die aus einem 60 Zentimeter hohen und 48 Zentimeter dicken Zylinder bestand. Man schlug sie mit großen Stücken Dapicho wie mit Trommelschlegeln. Sie hatte Löcher, die man mit der Hand schließen konnte, um höhere oder tiefere Töne herzubringen, und hing an zwei leichten Stützen.

Die Trommeln und die Trompeten aus gebrannter Erde, 1 bis 1,3 Meter lange Röhren, die sich an mehreren Stellen zu Hohlkugeln erweitern, sind bei den Indianern unentbehrliche Instrumente, wenn es sich darum handelt, mit Musik Effekt zu machen.

EIN GOTT IM HAUS – EIN KRANKER GOTT

Bereits vier Tage waren verflossen, und unsere Piroge hatte den Landungsplatz am Rio Pimichin immer noch nicht erreicht.

„Es fehlt Ihnen an nichts in meiner Mission“, sagte Pater Cereso. „Sie haben Bananen und Fische, bei Nacht werden Sie nicht von den Moskitos gestochen. Zerbricht Ihr Fahrzeug beim Tragen, so geben wir Ihnen ein anderes, und mir wird es so gut tun, daß ich ein paar Wochen mit weißen und vernünftigen Menschen lebe.“

Trotz unserer Ungeduld hörten wir die Schilderungen des guten Missionars mit großem Interesse an. Er bestätigte alles, was wir bereits über die sittlichen Zustände der Eingeborenen dieser Landstriche vernommen hatten.

Sie leben in einzelnen Horden von 40 bis 50 Köpfen unter einem Familienhaupte. Einen gemeinsamen Häuptling erkennen sie nur an, sobald sie mit ihren Nachbarn in Fehde geraten. Das gegenseitige Mißtrauen ist bei diesen Horden um so stärker, als selbst

die, die einander zunächst hausen, gänzlich verschiedene Sprachen sprechen.

Die Völker am oberen Orinoko, am Atabapo und Inirida verehren keine anderen Gottheiten als die Naturkräfte. Das gute Prinzip nennen sie Cachimana; das ist der Manitu, der große Geist, der die Jahreszeiten regiert und die Früchte reifen läßt. Neben dem Cachimana steht ein böses Prinzip, der Jolokiamo, der nicht so mächtig ist, aber schlauer und besonders rühriger.

Die Indianer aus den Wäldern, wenn sie zuweilen in die Missionen kommen, können sich von einem Tempel oder einem Bilde sehr schwer einen Begriff machen.

„Die guten Leute“, sagte der Missionar, „lieben Prozessionen nur im Freien. Jüngst beim Fest meines Dorfpatrons, des heiligen Antonius, wohnten die Indianer von Inirida der Messe bei. Da sagten sie zu mir: ‚Euer Gott schließt sich in ein Haus ein, als wäre er alt und krank; der unsrige ist im Wald, auf dem Feld, auf den Bergen, woher der Regen kommt.““

DEN RIO NEGRO ERREICHT

Am 6. Mai. Wir schifften uns bei Sonnenaufgang ein, nachdem wir den Boden unserer Piroge genau untersucht hatten. Er war beim Schleppen übers Land wohl dünner geworden, aber nicht gesprungen. Wir dachten, das Fahrzeug könne die 1300 Kilometer, die wir den Rio Negro hinab, den Casiquiare hinauf und den Orinoko wieder hinab bis Angostura noch zu machen hatten, wohl aushalten.

Der Pimichin, wie hier ein Bach heißt, ist so breit wie die Seine in Paris, aber kleine, im Wasser wachsende Bäume engen sein Bett so ein, daß nur ein 30 bis 40 m breites Fahrwasser offenbleibt. Er gehört zu den Gewässern, die in Amerika wegen ihrer Krümmungen berüchtigt sind.



Nachdem wir fünfeinhalb Stunden lang den Krümmungen des schmalen Fahrwassers gefolgt waren, liefen wir endlich in den Rio Negro ein.

Der Morgen war kühl und schön.

36 Tage waren wir in einem schmalen Kanu eingesperrt gewesen, das so unstet war, daß es umgeschlagen hätte, wäre man unvorsichtig aufgestanden, ohne den Ruderern am anderen Bord zuzurufen, sich überzulehnen und das Gleichgewicht herzustellen. Wir hatten unter den Insektenstichen furchtbar gelitten.

Das ungesunde Klima hatte uns nichts angehabt, wir waren, ohne umzuschlagen, über eine ganze Menge Wasserfälle und Flußdämme gekommen, welche die Stromfahrt sehr beschwerlich und oft gefährlicher machen als lange Seereisen. Aber nach allem, was wir bis jetzt durchgemacht hatten, wird es mir hoffentlich gestattet sein auszusprechen, wie herzlich froh wir waren, daß wir mit dem Rio Negro die Nebenflüsse des Amazonenstromes erreicht, daß wir die Landenge zwischen zwei großen Flußsystemen

hinter uns hatten und nunmehr mit Zuversicht die Erreichung des Hauptzweckes unserer Reise entgegensehen konnten: durch astronomische Messungen zu beweisen, daß der Orinoko durch eine Gabelung direkt mit dem Rio Negro und dadurch auch mit dem Amazonas verbunden ist. Die Existenz dieser Verbindung war seit einem halben Jahrhundert bald behauptet, bald wieder in Abrede gestellt worden.

Sobald wir aus dem Pimichin in den Rio Negro gelangt waren, lag nach etwa 1 Kilometer die Mission Maroa vor uns. Dieses Dorf mit 150 Indianern sieht so sauber und wohlhabend aus, daß es angenehm auffällt.

Wir kauften dort schöne lebende Exemplare einiger Tucan-Arten, mutiger Vögel, bei denen sich die Intelligenz wie bei unseren zahmen Raben entwickelt.

Nach zweistündiger Fahrt kamen wir zu der kleinen Mission San Miguel da Davipe. Der Missionar Pater Morillo, bei dem wir ein paar Stunden verweilten, nahm uns sehr gastfreudlich auf und setzte uns sogar Madeirawein vor. Weizenbrot wäre uns lieber gewesen. Auf die Länge fällt es einem weit schwerer, das Brot zu entbehren als geistige Getränke.

Wir kauften in Davipe einigen Mundvorrat, namentlich Hühner und ein Schwein. Dieser Einkauf war unseren Indianern sehr wichtig, da sie schon lange kein Fleisch mehr gegessen hatten. Sie drängten zum Aufbruch, damit wir zeitig auf die Insel Dapa kämen, wo das Schwein geschlachtet und in der Nacht gebraten werden sollte.

AMEISENPASTETE

Bei Sonnenuntergang langten wir bei der Insel Dapa an, die ungemein malerisch mitten im Strom liegt. Wir fanden dort zu unserer nicht geringen Verwunderung einige angebaute Grundstücke und auf einem kleinen Hügel eine indianische Hütte:

Vier Eingeborene saßen um ein Feuer von Buschwerk und aßen eine Art weißen, schwarzgefleckten Teig, der unsere Neugierde nicht wenig reizte. Es waren Vachacos, große Ameisen, deren Hinterteil einem Fettknopf gleicht. Sie waren am Feuer getrocknet und vom Rauch geschwärzt. Wir sahen mehrere Säcke voll über dem Feuer hängen.

Die guten Leute achteten wenig auf uns, und doch lagen in der engen Hütte mehr als vierzehn Menschen in Hängematten übereinander.

Als aber Pater Zea erschien, wurde er mit großen Freudenbezeugungen empfangen.

Am Rio Negro stehen wegen der Grenzwache mehr Soldaten als am Orinoko, und überall, wo Soldaten und Mönche sich die Herrschaft über die Indianer streitig machen, haben sie mehr Zuneigung zu den Mönchen.

Zwei junge Frauen stiegen aus den Hängematten, um uns Casavekuchen zu bereiten. Man fragte sie durch einen Dolmetscher, ob der Boden der Insel fruchtbar sei. Sie erwiderten, der Maniok gerate schlecht, dagegen sei es ein gutes Ameisenland, man habe gut zu leben.

Diese Vachacos dienen den Indianern am Rio Negro wirklich zur Nahrung. Man isst die Ameisen nicht aus Leckerei, sondern weil, wie die Missionare sagen, das Ameisenfett (der weiße Teil des Unterleibs) sehr nahrhaft ist.

Als die Casavekuchen fertig waren, ließ sich Pater Zea einen kleinen Sack voll geräucherter Vachacos geben. Er mischte die zerdrückten Insekten mit Maniokmehl und ließ nicht nach, bis wir davon kosteten. Es schmeckte ungefähr wie ranzige Butter mit Brotkrumen geknetet. Der Maniok schmeckte nicht sauer, es klebte uns aber noch so viel europäisches Vorurteil an, daß wir mit dem guten Missionar, wenn er das Ding eine vortreffliche Ameisenpastete nannte, nicht einverstanden sein konnten.

Da der Regen in Strömen herabging, mußten wir in den überfüllten Hütten übernachten. Die Indianer schliefen nur von acht

bis zwei Uhr. Die übrige Zeit schwatzten sie in ihren Hängematten, bereiteten ihr bitteres Getränk Cupana, schürten das Feuer und klagten über die Kälte, obgleich die Lufttemperatur 21 Grad war.

Diese Sitte, vier, fünf Stunden vor Sonnenaufgang wach, ja auf den Beinen zu sein, herrscht bei den Indianern in Guayana allgemein.

DER GEFANGENNAHME ENTGANGEN

Wir verließen die Insel Dapa lange vor der Morgendämmerung und kamen trotz der starken Strömung und des Fleißes unserer Ruderer erst nach zwölfstündiger Fahrt bei der Schanze San Carlos del Rio Negro an.

Die bewaffnete Macht hier an der Grenze zwischen den spanischen und den portugiesischen Kolonien bestand aus siebzehn Mann, wovon zehn zum Schutz der Missionare in der Nachbarschaft abkommandiert waren. Die Luft ist so feucht, daß nicht vier Gewehre schußfertig sind.

Die Portugiesen haben fünfundzwanzig bis dreißig besergekleidete und bewaffnete Leute in der Schanze San José de Maravitanos.

Die Soldaten in San Carlos sind nicht gut dran. Überall an so entlegenen Punkten herrschen dieselben Mißbräuche in der Militärverwaltung. Nach einem Brauch, der schon sehr lange geduldet wird, bezahlen die Kommandanten ihre Truppen nicht in Geld, sondern liefern ihnen zu hohen Preisen Kleidung, Salz und Lebensmittel.

In Angostura fürchtet man sich so sehr davor, in die abgelegenen Missionen am Carony, Caura und Rio Negro abkommandiert oder vielmehr verbannt zu werden, daß die Truppen sehr schwer zu rekrutieren sind.

Da man von der Mündung des Rio Negro nach Gran Para in 20 bis 25 Tagen fährt, so hätten wir den Amazonenstrom hinab bis zur Küste von Brasilien nicht viel mehr Zeit gebraucht als für den Weg über den Casiquiare und den Orinoko an die Nordküste von Caracas zurück. Wir hörten in San Carlos, der politischen Verhältnisse wegen sei es im Augenblick schwer, aus den spanischen Besitzungen in die portugiesischen zu kommen. Aber erst nach unserer Rückkehr nach Europa sahen wir in vollem Umfang, welcher Gefahr wir uns ausgesetzt hätten, wenn wir den Amazonas bis zur brasilianischen Küste hinabgefahren wären.

Der portugiesische Prinzregent hatte an seinen Statthalter in Amerika geschrieben: „Weil in so kritischen Umständen und der jetzigen Lage der Dinge die Reise eines solchen Fremden, der vielleicht unter Scheinvorwänden den Plan verbirgt, in einer zart zu behandelnden und gefährlichen Lage die Gemüter der Nation, seiner treuen Untertanen dieser weiten Gebiete, mit neuen Ideen und verfänglichen Prinzipien zu überraschen, verdächtig wird, so befiehlt der Erlauchte Herrscher – abgesehen davon, daß durch die bestehenden Gesetze Sr. Königl. Hoheit der Eintritt in seine Gebiete jeglichem Fremden ohne Erlaubnis Sr. Königl. Hoheit schon untersagt ist – ganz ausdrücklich, daß Ew. Exzellenz mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit untersuchen lassen, ob der besagte Baron von Humboldt oder ein anderer fremder Reisender in der Tat die inneren Gebiete dieser Provinz durchreist hat oder durchreist, da es für die politischen Interessen der Krone Portugals höchst nachteilig wäre, wenn solche Tatsachen sich bewahrheiteten.“

Es war also der Befehl ergangen, mich „an der Fortsetzung solcher gesetzlich verbotenen Forschungen durch Gefangen nahme“ zu hindern, sich meiner Instrumente zu versichern, ganz besonders aber der Verzeichnisse astronomischer Beobachtungen, welche die Sicherheit des Staates so sehr gefährden könnten.

UNDURCHDRINGLICHE UFER

Am 10. Mai. In der Nacht war unsere Piroge geladen worden, und wir schifften uns etwas vor Sonnenaufgang ein, um wieder den Rio Negro bis zur Mündung des Casiquiare hinaufzufahren und den wahren Lauf dieses Flusses, der Orinoko und Amazonenstrom verbindet, zu untersuchen.

Der Morgen war schön, aber mit der steigenden Wärme fing auch der Himmel an, sich zu bewölken.

Dieser bedeckte Himmel machte uns mit jedem Tag verdrießlicher. Bonpland verdarben bei der übermäßigen Feuchtigkeit seine gesammelten Pflanzen, und ich fürchtete, auch im Tal des Casiquiare das trübe Wetter des Rio Negro anzutreffen.

Der Hauptzweck unserer Flußfahrt war, mittels astronomischer Beobachtungen den Lauf des Casiquiare aufzunehmen, besonders den Punkt, wo er in den Rio Negro mündete, und den anderen, wo der Orinoko sich gabelt. Waren weder Sonne noch Sterne sichtbar, so war dieser Zweck nicht zu erreichen, und wir hatten uns vergeblich langen, schweren Mühseligkeiten unterzogen.

Wir hatten bereits von San Fernando de Apure nach San Carlos am Rio Negro 810 Kilometer zurückgelegt. Gingend wir auf dem Casiquiare in den Orinoko zurück, so hatten wir von San Carlos bis Angostura wieder 1440 Kilometer zu machen. Auf diesem Wege hatten wir zehn Tage lang mit der Strömung zu kämpfen, im übrigen ging es immer den Orinoko hinab. Es wäre eine Schande für uns gewesen, hätte uns der Ärger wegen des trüben Himmels oder die Furcht vor den Moskitos auf dem Casiquiare den Mut genommen.

Unser indianischer Steuermann, der erst kürzlich in Mandavaca gewesen war, stellte uns die Sonne und „die großen Sterne, welche die Wolken essen“ in Aussicht, sobald wir die schwarzen Wasser des Rio Negro hinter uns haben würden.

So brachten wir denn unser Vorhaben, über den Casiquiare

nach San Fernando am Atabapo zurückzugehen, in Ausführung. Und zum Glück für unsere Arbeiten ging die Prophezeiung des Indianers in Erfüllung. Die weißen Wasser brachten uns nach und nach wieder heiteren Himmel, Sterne, Moskitos und Krokodile.

Vom 14. bis 21 Mai brachten wir die Nacht immer unter freiem Himmel zu, ich kann aber die Orte, wo wir unser Nachtlager aufschlugen, nicht angeben. Dieser Landstrich ist so wild und so wenig von Menschen betreten, daß die Indianer keinen der Punkte, die ich mit dem Kompaß aufnahm, ein paar Flüsse ausgenommen, mit Namen zu nennen wußten.

Die Nächte wurden immer beschwerlicher, je näher wir der Gabelteilung des Orinoko kamen. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses steigerte sich in einem Grade, von dem man sich keinen Begriff macht, selbst wenn man mit dem Anblick der tropischen Wälder vertraut ist. Ein Gelände ist gar nicht mehr vorhanden, ein Pfahlwerk aus dichtbelaubten Bäumen bildet das Flußufer. Man hat einen 390 Meter breiten Kanal vor sich, den zwei ungeheure, mit Laub und Lianen bedeckte Wände einfassen.

Wir versuchten oft zu landen, konnten aber nicht aus dem Kanu



kommen. Gegen Sonnenuntergang fuhren wir zuweilen eine Stunde lang am Ufer hin, um – nicht eine Lichtung (dergleichen gibt es nicht) – nur einen weniger dicht bewachsenen Fleck zu entdecken, wo unsere Indianer mit der Axt so weit aufräumen konnten, um für 12 oder 13 Personen ein Lager aufzuschlagen.

In der Piroge konnten wir die Nacht nicht zubringen. Die Moskitos, die uns den Tag über plagten, setzten sich haufenweise unter den Toldo, das Dach aus Palmenblättern, das uns vor dem Regen schützte. Nie waren uns Hände und Gesicht so stark geschwollen gewesen.

Pater Zea, der sich bis dahin immer gerühmt, er habe in seinen Missionen an den Wasserfällen die größten und wildesten Moskitos, gab nach und nach zu, nie hätten ihn die Insektenstiche ärger geschmerzt als hier am Casiquire.

Mitten im dicken Walde konnten wir uns nur mit schwerer Mühe Brennholz verschaffen, denn in diesen Ländern am Äquator, wo es beständig regnet, sind die Baumzweige so saftreich, daß sie fast gar nicht brennen. Wo es keine trockenen Ufer gibt, findet man auch so gut wie kein altes Holz, das, wie die Indianer sagen, an der Sonne gekocht ist.

Feuer brauchten wir übrigens nur als Schutzwehr gegen die Tiere des Waldes; unser Vorrat an Lebensmitteln war so gering, daß wir zur Zubereitung der Speisen das Feuer ziemlich hätten entbehren können.

Unsere Feuer beleuchteten auf 16 bis 20 Meter Höhe die Palmstämmе, die mit Blüten bedeckten Schlinggewächse und die weißlichen Rauchsäulen, die gerade gen Himmel stiegen. Ein prachtvoller Anblick, aber um ihn mit Ruhe zu genießen, hätte man eine Luft atmen müssen, die nicht von Insekten wimmelte.

Die Nacht des 20. Mai, die letzte unserer Fahrt auf dem Casiquire, brachten wir an der Stelle zu, wo der Orinoko sich gebelt.

Wir hatten einige Aussicht, eine astronomische Beobachtung machen zu können, denn ungewöhnlich große Sternschnuppen

schimmerten durch die Dunsthülle, die den Himmel umzog. Wir schlossen daraus, die Dunstschicht müsse sehr dünn sein, da man solche Meteore kaum unter dem Gewölk sieht. Die uns zu Gesicht kamen, liefen nach Nord und folgten aufeinander fast in gleichen Abständen. Die Indianer nennen die Sternschnuppen den Urin der Sterne und den Tau den Speichel der Sterne.

OPFER DER JAGUARE

Mitten in der Nacht meldeten uns die Indianer, man höre den Jaguar ganz in der Nähe brüllen, und zwar von den nahe stehenden Bäumen herab.

Die Wälder sind hier so dicht, daß fast keine anderen Tiere darin vorkommen als solche, die auf die Bäume klettern.

Da unsere Feuer hell brannten und da man durch lange Gewöhnung Gefahren, die durchaus nicht eingebildet sind, ich möchte sagen systematisch nicht achten lernt, so machten wir uns aus dem Brüllen des Jaguars nicht viel. Der Geruch und die Stimme unseres Hundes hatten ihn hergelockt.

Der Hund (eine große Dogge) bellte anfangs, als aber der Jaguar näher kam, fing er an zu heulen und kroch unter unsere Hängematten, als wollte er beim Menschen Schutz suchen. Seit unseren Nachtlagern am Rio Apure waren wir daran gewöhnt, bei dem Tier, das jung, sanftmütig und einschmeichelnd war, in dieser Weise Mut und Schüchternheit wechseln zu sehen.

Wie groß war unser Verdruß, als uns am Morgen, da wir eben das Fahrzeug besteigen wollten, die Indianer meldeten, der Hund sei verschwunden! Es war kein Zweifel, die Jaguare hatten ihn fortgeschleppt. Vielleicht war er, da er sie nicht mehr brüllen hörte, von den Feuern weg zum Ufer gegangen, vielleicht aber auch hatten wir den Hund nicht winseln hören, als wir im tiefsten Schlafe lagen.

Am Orinoko und am Magdalenenstrome versicherte man uns oft, die ältesten Jaguare (also solche, die viele Jahre bei Nacht gejagt haben) seien so verschlagen, daß sie mitten aus einem Nachtlager Tiere herausholen, indem sie ihnen den Hals zu drücken, damit sie nicht schreien können.

Wir warteten am Morgen lange, in der Hoffnung, der Hund möchte sich nur verlaufen haben. Drei Tage später kamen wir an denselben Platz zurück. Auch jetzt hörten wir die Jaguare wieder brüllen, denn diese Tiere haben eine Vorliebe für gewisse Orte, aber all unser Suchen war vergeblich. Die Dogge, die seit Caracas unser Begleiter gewesen und so oft schwimmend den Krokodilen entgangen war, war im Walde zerrissen worden.

DIE ORINOKOGABLUNG IST BEWIESEN

Am 21. Mai liefen wir 13,5 Kilometer unterhalb der Mission Esmeralda wieder in das Bett des Orinoko ein. Vor einem Monat hatten wir diesen Fluß bei der Einmündung des Guaviare verlassen.

Da der Amazonenstrom von den Portugiesen und den Spaniern schon befahren wurde, ehe die beiden Nebenbuhler den oberen Orinoko kennenernten, so kam die erste unsichere Kunde über die Verzweigung zweier Ströme von der Mündung des Rio Negro nach Europa.

Auf den Streifzügen zur Sklavenjagd, welche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts unternommen wurden, waren die Portugiesen nach und nach aus dem Rio Negro über den Casiquiare in das Bett des großen Stromes gekommen, von dem sie nicht wußten, daß es der Orinoko sei.

Man hetzte die Eingeborenen auf, sich gegenseitig zu bekriegen, man schürte ihre Gier, Gefangene zu machen, um diese dann als Sklaven gegen Beile, Fischangeln und Glaswaren zu vertau-

schen. So trieb man die indianischen Völkerschaften zum blutigen Streit gegeneinander. Über dieses Treiben waren die Jesuiten am unteren Orinoko unruhig geworden, und der Superior der spanischen Missionen, Pater Roman, faßte mutig den Entschluß, ohne Begleitung von spanischen Soldaten über die großen Stromschnellen hinaufzufahren und Ordnung zu schaffen.

Angelangt am Zusammenflusse des Atabapo und des Orinoko, sah er von weitem eine Piroge, so groß wie die seine, voll von europäisch gekleideten Leuten. Er ließ, gemäß der Sitte der Missionare, wenn sie in unbekanntem Lande auf dem Wasser sind, als Friedenszeichen das Kruzifix am Vorderteil seines Fahrzeuges aufpflanzen.

Die Weißen (es waren portugiesische Sklavenhändler vom Rio Negro) erkannten mit Jubel das Ordenskleid. Sie verwunderten sich, als sie hörten, der Fluß, auf dem diese Begegnung stattgefunden, sei der Orinoko, und sie nahmen Pater Roman über den Casiquiare in ihre Niederlassungen am Rio Negro mit sich.

Er sah sich genötigt, bei ihnen zu verweilen.

Auf demselben Weg, über den Casiquiare und den oberen Orinoko, fuhr Pater Roman mit seinen Salivas-Indianern erst sieben Monate später zurück.

Er ist der erste Weiße, der vom Rio Negro und somit aus dem Becken des Amazonasstromes in das Becken des Orinoko gelangt ist, ohne seine Kanus über einen Trageplatz schaffen zu lassen.

Seit Pater Romans Fahrt im Jahre 1744 war man in den spanischen Besitzungen in Amerika von der Richtung des oberen Orinoko von Ost nach West und von der Art seiner Verbindung mit dem Rio Negro genau unterrichtet. Aber in Europa wurde diese Verbindung erst weit später bekannt. Noch kurze Zeit vor meiner Abfahrt von Europa waren auf einer im Jahre 1708 erschienenen Karte der Casiquiare und das Stück des oberen Orinoko ostwärts von Esmeralda als ein Nebenfluß des Rio Negro, der mit dem Orinoko gar nicht zusammenhängt, dargestellt.

In einer Anmerkung auf der Karte hieß es: „Die schon lange angenommene Verbindung zwischen dem Orinoko und dem Amazonasstrom sei eine geographische Ungeheuerlichkeit ... und um die Vorstellungen über diesen Punkt zu berichtigen, habe man die Richtung der großen Bergkette, welche die Wasserscheide bilde, zu ermitteln.“

Ich war so glücklich, diese Bergkette an Ort und Stelle zu ermitteln. Ich übernachtete am 24. Mai mit meiner Piroge an dem Stück des Orinoko, wo nach der Karte eine Kordillere quer zum Flußbett verlaufen sollte. Befände sich aber an diesem Punkt eine Wasserscheide, so hätte ich die ersten 90 Kilometer westwärts von der Mission Esmeralda einen Fluß hinauf, statt, wie ich getan, mit rascher Strömung hinab fahren müssen. Derselbe Fluß, der ostwärts von dieser Mission entspringt und einen Arm (den Casiquiare) an den Rio Negro abgibt, läuft ohne Unterbrechung San Fernando de Atabapo zu.

Es ist der Orinoko.

PFEILGIFT

Esmeralda ist berühmt als der Ort, wo am besten am Orinoko das starke Gift bereitet wird, das im Krieg, zur Jagd und, was seltsam klingt, als Mittel gegen Magenbeschwerden dient.

Als wir nach Esmeralda kamen, kehrten die meisten Indianer von einem Ausflug zurück, bei dem sie Früchte und eine Schlingpflanze, welche das Curare gibt, gesammelt hatten.

Diese Heimkehr wurde durch eine Festlichkeit begangen, die unseren Ernte- oder Weinlesefesten entspricht. Die Frauen hatten viel gegorene Getränke bereitet, und zwei Tage lang sah man nur betrunkene Indianer. Bei Völkern, für welche die Früchte der Palmen und einiger anderer Bäume, die Nahrungsstoffe geben, von großer Wichtigkeit sind, wird die Ernte der Früchte durch

öffentliche Lustbarkeiten gefeiert. Man teilt das Jahr nach diesen Festen ein, die immer auf dieselben Zeitpunkte fallen.

Das Glück wollte, daß wir einen alten Indianer trafen, der weniger betrunken als die anderen und eben beschäftigt war, das Curaregift aus den frischen Pflanzen zu bereiten. Der Mann war der Chemiker des Ortes.

Wir fanden bei ihm große tönerne Pfannen zum Kochen der Pflanzensaft, flache Gefäße, die durch ihre große Oberfläche die Verdunstung fördern, tütenförmig aufgerollte Bananenblätter zum Durchseihen der mehr oder weniger faserige Substanzen enthaltenden Flüssigkeiten. Die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschten in dieser zum chemischen Laboratorium eingerichteten Hütte.

Der Indianer, der uns Auskunft erteilen sollte, heißt in der Mission der Giftmeister. Er hatte das steife Wesen und den pedantischen Ton, den man früher in Europa den Apothekern zum Vorwurf machte.

„Ich weiß“, sagte er, „die Weißen verstehen die Kunst, Seife zu machen und das schwarze Pulver, bei dem das Übel ist, daß es Lärm macht und die Tiere verscheucht, wenn man sie verfehlt. Das Curare, dessen Bereitung bei uns vom Vater auf den Sohn übergeht, ist besser als alles, was ihr dort drüben (über dem Meer) zu machen wißt. Er ist der Saft einer Pflanze, der ganz leise tötet (ohne daß man weiß, woher der Schuß kommt).“

Die chemische Operation, auf die der Meister des Curare so großes Gewicht legte, schien uns sehr einfach. Die Liane wird ohne Unterschied frisch oder seit mehreren Wochen getrocknet verarbeitet. Der frische Saft der Liane gilt nicht als giftig; vielleicht zeigt er sich nur wirksam, wenn er stark konzentriert ist. Das furchtbare Gift ist in der Rinde und in einem Teil des Splintes enthalten.

Man schabt mit einem Messer 8 bis 11 Millimeter dicke Lianenzweige ab und zerstößt die abgeschabte Rinde auf einem Stein – wie er zum Reiben des Maniokmehls dient – in ganz dünne



Fasern. Da der giftige Saft gelb ist, so nimmt die ganze faserige Masse die nämliche Farbe an. Man bringt sie in einen 24 Zentimeter hohen, 10 Zentimeter weiten Trichter.

Diesen Trichter strich der Giftmeister unter allen Gerätschaften des indianischen Laboratoriums am meisten heraus. Er fragte uns mehrmals, ob wir dort drüben, das heißt in Europa, jemals etwas gesehen hätten, das seinem Trichter gleiche! Es war ein tütenförmig aufgerolltes Bananenblatt, das in einer anderen stärkeren Tüte aus Palmbüllern steckte. Die ganze Vorrichtung ruhte auf einem Gestell von Blattstielen und Fruchtspindeln einer Palme.

Man macht zuerst einen kalten Aufguß, indem man Wasser auf die gestoßene Rinde der Liane gießt. Mehrere Stunden lang tropft ein gelbliches Wasser vom Blattrichter ab. Dieses durchsickernde Wasser ist die giftige Flüssigkeit. Sie erhält aber die gehörige Kraft erst dadurch, daß man sie wie Melasse in einem großen tönernen Gefäß abdampft.

Der Indianer forderte uns von Zeit zu Zeit auf, die Flüssigkeit zu kosten. Nach dem mehr oder minder bitteren Geschmack beurteilt man, ob der Saft genügend eingedickt ist. Dabei ist keine Gefahr, da das Curare nur dann tödlich wirkt, wenn es unmittelbar mit dem Blute in Berührung kommt.

Der noch so stark eingedickte Saft der Liane ist nicht dick genug, um an den Pfeilen zu haften. Also bloß um dem Gift Körper zu geben, setzt man dem eingedickten Aufguß einen sehr klebrigen Pflanzensaft bei. Sobald der klebrige Saft dem eingedickten, kochenden Gift zugegossen wird, schwärzt sich dieses und gerinnt zu einer Masse von der Art des Teeres oder eines dicken Sirups.

Diese Masse ist nun das Curare, wie es in den Handel kommt. Da aber seine Bereitung in den Händen weniger Familien ist und an jedem Pfeil nur unendlich wenig Gift haftet, so ist das Curare bester Qualität sehr teuer.

Am Orinoko wird selten ein Huhn gespeist, das nicht durch einen Stich mit einem vergifteten Pfeil getötet worden wäre. Ja, die Missionare behaupten, das Fleisch der Tiere sei nur dann gut, wenn man dieses Mittel anwendet. Unser Reisebegleiter, der am Fieber leidende Pater Zea, ließ sich jeden Morgen einen Pfeil und das Huhn, das wir speisen sollten, lebend an seine Hängematte bringen. Er hätte eine Operation, auf die er trotz seines Schwächezustandes sehr großes Gewicht legte, keinem anderen überlassen mögen.

In Maipures rüstete ein Farbiger (ein Zambo, ein Mischling von Indianer und Neger) für Bonpland giftige Pfeile, wie man sie in die Blasrohre steckt, wenn man kleine Affen und Vögel jagt. Es war ein Zimmermann von ungemeiner Muskelkraft. Er beging die Unvorsichtigkeit, das Curare zwischen den Fingern zu reiben, nachdem er sich unbedeutend verletzt hatte, und er stürzte zu Boden, von einem Schwindel ergriffen, der eine halbe Stunde anhielt. Zum Glück war es nur schwaches Curare, dessen man sich bedient, um kleine Tiere zu schießen oder solche, die man wieder zum Leben bringen will.

Auf unserer Rückfahrt von Esmeralda nach Atures entging ich selbst einer ziemlich nahen Gefahr.

Das Curare hatte Feuchtigkeit angezogen, war flüssig geworden und aus dem schlecht verschlossenen Gefäß über unsere Wäsche gelaufen. Beim Waschen vergaß man einen Strumpf innen zu

untersuchen, der voll Curare war, und erst als ich den klebrigen Stoff mit der Hand berührte, merkte ich, daß ich einen vergifteten Strumpf angezogen hatte. Die Gefahr war desto größer, da ich gerade an den Zehen blutete, weil mir Sandflöhe schlecht ausgegraben worden waren.

Dem alten Indianer, dem Giftmeister, schien es zu schmeicheln, daß wir ihm bei seinem Laborieren mit großem Interesse zusahen. Er fand uns so gescheit, daß er nicht zweifelte, wir könnten Seife machen. Diese Kunst erschien ihm, nach der Bereitung des Curare, als eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes.

Als das flüssige Gift in die zu seiner Aufnahme bestimmten Gefäße gegossen war, begleiteten wir den Indianer zum Früchtefest.

Man feierte durch Tänze die Ernte der Früchte und überließ sich der rohesten Völlerei. In der Hütte, wo die Indianer seit mehreren Tagen zusammenkamen, sah es ganz seltsam aus. Es waren weder Tische noch Bänke darin, aber große gebratene, vom Rauch geschwärzte Affen sah man symmetrisch an die Wand gelehnt. Es waren Marimondas und die bärtigen sogenannten Kapuzineraffen.

Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holz wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgehäutete Affe wird zusammengebogen, als säße er. Meist legt man ihn so, daß er sich auf seine langen, mageren Arme stützt, zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Ist er auf dem Gitter befestigt, so zündet man ein helles Feuer darunter an. Flammen und Rauch umspielen den Affen, und er wird zugleich gebraten und geräuchert.

Wir sahen die Indianer tanzen. Der Tanz ist um so einförmiger, als die Frauen nicht daran teilnehmen dürfen.

Die Männer, alt und jung, fassen sich bei den Händen, bilden einen Kreis und drehen sich so, bald rechts, bald links, stundenlang – in schweigsamem Ernst. Meist machen die Tänzer selbst

die Musik dazu. Schwache Töne, auf einer Reihe von Rohrstücken von verschiedener Länge geblasen, bilden eine langsame, melancholische Begleitung. Um den Takt anzugeben, beugt der Vortänzer im Rhythmus beide Knie. Zuweilen bleiben alle stehen und machen kleine schwingende Bewegungen, indem sie den Körper seitlich hin und her werfen.

„BRASILIANISCHE KASTANIEN“, BLASROHRE UND BAUM-HEMDEN

In der Festhütte fanden wir verschiedene pflanzliche Produkte, welche die Indianer aus den Bergen mitgebracht hatten und die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Ich verweile hier nur bei der Frucht des Juvia, bei den Rohren von ganz ungewöhnlicher Länge und bei den Hemden aus der Rinde des Marimabaumes. Der Juvia, einer der großartigsten Bäume in den Wäldern der Neuen Welt, war vor unserer Reise an den Rio Negro so gut wie unbekannt.

Noch im 16. Jahrhundert kannte man in Europa nicht die große Steinfrucht des Juvia in der Form einer Kokosnuß, welche die Mandeln enthält, sondern nur die mandelartigen Samen. Der Baum, von dem die „brasilianischen Kastanien“ kommen, ist meist nur 60 bis 90 Zentimeter dick, wird aber 30 bis 40 Meter hoch. Er setzt vor dem fünfzehnten Jahr keine Blüten an.

Die Blüten brechen Ende März oder Anfang April auf. Die Früchte reifen gegen Ende Mai, und an manchen Stämmen bleiben sie bis in den August hängen. Da sie so groß sind wie ein Kinderkopf und oft 32 bis 35 Zentimeter Durchmesser haben, so fallen sie mit gewaltigem Geräusch vom Baumwipfel.

Innerhalb von 50 bis 60 Tagen bildet sich eine Fruchthülle, deren holziger Teil 13 Millimeter dick und mit den schärfsten Werkzeugen kaum zu durchsägen ist. Die darin liegenden Samen

haben zwei scharf gesonderte Hüllen. Die erste Hülle ist beinartig oder holzig, dreieckig, außen höckerig und zimtfarben. Vier bis fünf, zuweilen acht solcher dreieckigen Nüsse sind an einer Scheidewand befestigt. Da sie sich mit der Zeit ablösen, liegen sie frei in der großen, kugeligen Fruchthülle. Meist habe ich nur 15 bis 22 Nüsse in einer Frucht gefunden.

Die Kapuzineraffen lieben die „brasiliianischen Kastanien“ ungemein, und schon das Rasseln der Samen, wenn man die Frucht, wie sie vom Baume fällt, schüttelt, macht die Eßlust dieser Tiere in hohem Grade rege.

Der zweite Überzug der Mandeln ist häutig und braungelb. Der Geschmack ist sehr angenehm, solange sie frisch sind, aber das reichliche Öl, durch das sie ökonomisch so nützlich werden, wird leicht ranzig. Wir haben am oberen Orinoko häufig, weil sonst nichts zu haben war, diese Mandeln in bedeutender Menge gegessen und nie einen Nachteil davon empfunden. (In Deutschland heißt die „brasiliianische Kastanie“ Para-Nuß.)

Eine der vier Pirogen, mit denen die Indianer auf der Juviaernte gewesen waren, war größtenteils mit der Rohrart gefüllt, aus der Blasrohre gemacht werden.

Die Rohre waren 5 bis 6 Meter lang, und doch war keine Spur von Knoten zum Ansatz von Blättern oder Zweigen zu bemerken. Sie waren vollkommen gerade, außen glatt und völlig zylindrisch. Sie sind selbst jenseits des Orinoko unter dem Namen „Rohr von Esmeralda“ sehr gesucht.

Ein Jäger führt sein ganzes Leben dasselbe Blasrohr. Er röhmt die Leichtigkeit, Genauigkeit und Politur, wie wir an unseren Feuergewehren dieselben Eigenschaften rühmen. Was mag dies für ein Gewächs sein, von dem diese herrlichen Rohre kommen?

Ich vermag diese Frage nicht zu beantworten, soweit, wie ich weiß, welcher Gattung ein anderes Gewächs angehört, von dem die Marima-Hemden kommen.

Wir sahen am Abhang des Cerro Dúida über 16 Meter hohe

Stämme des Hemdenbaumes. Die Indinaner schneiden zylindrische Stücke von 2,6 Meter Durchmesser davon ab und nehmen die rote, faserige Rinde weg, wobei sie sich in acht nehmen, keinen Längsschnitt zu machen.

Diese Rinde gibt ihnen eine Art Kleidungsstück, das Säcken ohne Naht von sehr grobem Stoff gleicht. Durch die obere Öffnung steckt man den Kopf, und um die Arme durchzustecken, schneidet man zu den Seiten zwei Löcher ein. Der Eingeborene trägt diese Marima-Hemden bei starkem Regen. Sie haben die Form der baumwollenen Ponchos, die in Neugranada, Quito und Peru allgemein getragen werden.

Die Missionare vergessen nie, wenn sie Marima-Hemden vorweisen, die Bemerkung zu machen: „In den Wäldern am Orinoko wachsen die Kleider fertig auf den Bäumen.“

ANKLAGE GEGEN DIE EROBERER

Die Indianer, die vom Mai bis August Fahrten ostwärts von Esmeralda unternehmen, um in den Bergen Pflanzenprodukte zu sammeln, konnten uns genaue Auskunft über den Lauf des Orinoko im Osten der Mission geben. Man kann von Esmeralda den Orinoko gefahrlos hinauffahren bis zu den Wasserfällen, an denen die Guaicainianer sitzen, welche die Spanier nicht weiter hinaufkommen lassen. Es ist eine Fahrt von sechs und einem halben Tag.

Je weiter man auf dem Orinoko hinaufkommt, desto häufiger werden die Krümmungen und die kleinen Stromschnellen. Man läßt links den Caño Chiguirie, an dem die Guaica, ein Stamm weißer Indianer, wohnen, und neun Kilometer weiter kommt man zur Mündung des Gehete, wo sich ein großer Wasserfall befindet.

Ein Damm von Granitfelsen läuft über den Orinoko; das sind

die „Säulen des Herkules“, über die noch kein Weißer hinausgekommen ist.

Durch eine militärische Expedition, die der Kommandant von San Carlos, Don Franzisco Bovadilla, unternahm, um die Quellen des Orinoko aufzusuchen, hat man die genauesten Nachrichten. Er unternahm einen Einfall ohne Erlaubnis des Statthalters. Der Wunsch, Sklaven zu bekommen, war dabei ungleich stärker im Spiel als der Eifer für die Förderung der Erdkunde.

Ich hatte in Esmeralda und am Rio Negro Gelegenheit, mehrere sehr verständige Militärs zu fragen, die den Zug mitgemacht hatten.

Bovadilla kam ohne Schwierigkeit bis zum Wasserfall, dem Gehete gegenüber. Aber am Fuße des Felsdammes, welcher den großen Wasserfall bildet, wurde er unversehens während des Frühstücks von den Guaharibos und den Guaica überfallen, zwei kriegerischen und wegen der Stärke der Curare, mit dem sie ihre Pfeile vergiften, vielberufenen Stämmen.

Die Indianer besetzten die Felsen mitten im Fluß. Sie sahen keine Bogen in den Händen der Spanier, von Feuergewehren wußten sie nichts, und so gingen sie Leuten zu Leibe, die sie für wehrlos hielten.

Mehrere Weiße wurden gefährlich verwundet, und Bovadilla mußte die Waffen brauchen. Es erfolgte ein furchtbares Gemetzel unter den Eingeborenen. Trotz des Sieges, der ihnen nicht schwer geworden war, wagten es die Spanier nicht, in gebirgigem Land auf einem tief eingeschnittenen Flusse weiter gegen Osten hinaufzugehen.

Die Guaharibos haben über den Wasserfall aus Lianen eine Brücke geschlagen, die an den Felsen befestigt ist, welche sich mitten aus dem Flußbett erheben. Auf dieser Brücke stehen sie mit Bogen und Pfeilen und lassen keinen Weißen und keinen, der aus dem Gebiet der Weißen kommt, weiter nach Osten.

Wie konnten wir hoffen, über einen Punkt hinauszukommen, wo der Befehlshaber am Rio Negro, Don Franzisco Bovadilla,

hatte haltmachen lassen, als er mit bewaffneter Macht vordringen wollte?

Durch das Blutbad, das man unter ihnen angerichtet, sind die Eingeborenen gegen die Bewohner der Missionen noch grimmiger und mißtrauischer geworden. Ohne die Bedrückungen der Soldaten und die feindlichen Einfälle der Mönche hätten sich die Eingeborenen nicht von den Ufern des Stromes weggezogen. Gäbe man das unvernünftige System auf, die Klosterzucht in den Wäldern und Savannen Amerikas einführen zu wollen, ließe man die Indianer die Früchte ihrer Arbeit genießen, regierte man sie nicht so viel, das heißt, legte man nicht ihrer natürlichen Freiheit bei jedem Schritt Fesseln an, so würden die Missionare rasch den Kreis ihrer Tätigkeit sich erweitern sehen, deren Ziel ja kein anderes ist als menschliche Gesittung.

Einrichtungen wie die Missionen, die trefflich dazu dienten, dem Blutvergießen der Konquistadorenzeit Einhalt zu tun und den ersten Grund zur gesellschaftlichen Entwicklung zu legen, sind in der Folge dem Fortschritt derselben hinderlich geworden. Die Abschließung in den mönchischen Niederlassungen hatte zur Folge, daß die Indianer so ziemlich blieben, was sie waren, als ihre zerstreuten Hütten noch nicht um das Haus des Missionars beisammenlagen. Ihre Zahl hat ansehnlich zugenommen, keineswegs aber ihr geistiger Gesichtskreis.

Sie haben mehr und mehr von der Charakterstärke und der natürlichen Lebendigkeit eingebüßt, die auf allen Stufen menschlicher Entwicklung die edlen Früchte der Unabhängigkeit sind. Man hat alles bei ihnen, sogar die unbedeutendsten Verrichtungen des häuslichen Lebens, unabänderlichen Regeln unterworfen, und so hat man sie gehorsam gemacht, zugleich aber auch dumm.

Ihr Lebensunterhalt ist meist gesichert, ihre Sitten sind milder geworden, aber der Zwang und das trübselige Einerlei des Missionsregiments lastet auf ihnen, und ihr düsteres, verschlossenes Wesen verrät, wie ungern sie die Freiheit der Ruhe zum Opfer



gebracht haben. Die Mönchszucht muß verderblicher wirken, je länger sie andauert. Sie hält von Geschlecht zu Geschlecht die geistige Entwicklung nieder, sie hemmt den Verkehr unter den Völkern, sie weist alles ab, was die Seele erhebt und den Vorstellungskreis erweitert.

Aus allen diesen Ursachen zusammen verharren die Indianer in den Missionen in einem Zustande von Unkultur, der Stillstand heißen müßte, wenn sie nicht Rückschritte machten, eben weil sie nicht fortschreiten.

DIE SAGE VOM GROSSEN AMALIVACA

Wir verließen Esmeralda am 17. Mai. Unsere Piroge war erst gegen drei Uhr abends bereit, uns aufzunehmen. Während der Fahrt auf dem Casiquiare hatten sich unzählige Ameisen darin

eingenistet, und nur mit Mühe säuberte man davon den Toldo, das Dach aus Palmenblättern, unter dem wir nun wieder zweiundzwanzig Tage lang ausgestreckt liegen sollten.

Am 24. Mai. Wir brachen von unserem Nachtlager vor Sonnenaufgang auf. Der Anblick eines Flusses, auf dem man nicht einmal einem Fischerboot begegnet, hat etwas Trauriges, Niederschlagendes. Unabhängige Völkerschaften, die Abirianos und Maquiritares, leben hier im Gebirgsland, aber auf den Grasfluren zwischen Casiquiare, Atabapo, Orinoko und Rio Negro findet man gegenwärtig fast keine Spur einer menschlichen Wohnung.

Ich sage gegenwärtig, denn hier wie anderswo in Guayana findet man auf den härtesten Granitfelsen rohe Bilder eingegraben, welche Sonne, Mond und verschiedene Tiere vorstellen und darauf hinweisen, daß hier früher ein ganz anderes Volk lebte als jenes, das wir an den Ufern des Orinoko kennengelernt hatten.

Nach den Aussagen der Indianer und der verständigsten Missionare stimmen diese symbolischen Bilder ganz mit denen überein, die wir 450 Kilometer weiter nördlich, der Einmündung des Apure gegenüber, gesehen hatten. Die Völker vom tamanakischen Stamm, die alten Bewohner dieses Landes, haben Sagen, die sich auf diese Felsen mit Bildern beziehen:

Amalivaca, der Vater der Tamanaken, das heißt der Schöpfer des Menschengeschlechts (jedes Volk hält sich für den Urstamm der anderen Völker), kam in einer Barke an, als sich bei der Überschwemmung, welche die „Wasserzeit“ heißt, die Wellen des Ozeans mitten im Lande an den Bergen der Encaramada brachen. Alle Menschen, oder vielmehr alle Tamanaken, ertranken, mit Ausnahme eines Mannes und einer Frau, die sich auf einen Berg am Ufer des Asiveru, von den Spaniern Cuchivero genannt, flüchteten.

Amalivaca fuhr in seiner Barke herum und grub die Bilder von Sonne und Mond auf den gemalten Fels. Granitblöcke, die sich gegeneinanderlehnen und eine Art Höhle bilden, heißen noch heute das Haus des großen Stammvaters der Tamanaken.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß dieser Heros einen Bruder, Vochi, hatte, der ihm zur Hand ging, als er der Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt gab. Die beiden Brüder, so erzählen die Tamanaken, wollten den Orinoko so legen, daß man hinab und hinauf immer mit der Strömung fahren könnte. Sie gedachten damit den Menschen die Mühe des Ruderns zu ersparen. Aber so mächtig diese Erneuerer der Welt waren, es wollte ihnen nie gelingen, dem Orinoko einen doppelten Fall zu geben, und sie mußten es aufgeben, eines so wunderlichen hydraulischen Problems Meister zu werden.

Amalivaca besaß Töchter, die große Neigung zum Umherziehen hatten. Die Sage erzählt, er habe ihnen die Beine zerschlagen, damit sie an Ort und Stelle bleiben und die Erde mit Tamanaken bevölkern müßten.

Zweifellos ist das die Sage vom Seßhaftwerden der Nomadenvölker.

Nachdem er in Amerika, diesseits des großen Wassers, alles in Ordnung gebracht hatte, schiffte sich Amalivaca wieder ein und fuhr ans andere Ufer zurück, an den Ort, von dem er gekommen war.

Seit die Eingeborenen die Missionare zu sich kommen sehen, denken sie, dieses „andere Ufer“ sei Europa, und fragen, ob man dort drüben den großen Amalivaca gesehen habe, den Vater der Tamanaken.

VERDÄCHTIGE NATURFORSCHER

Vom 24. bis 27. Mai schliefen wir nur zweimal am Lande. Da der Orinoko hier frei von Klippen ist, führte uns der indianische Steuermann die Nacht durch fort, indem er die Piroge der Strömung überließ.

Die Mission von Santa Barbara liegt etwas westlich vom Ein-

, flusse des Rio Ventuari. Wir fanden in dem kleinen Dorfe von 120 Einwohnern einige Spuren von Industrie. Der Ertrag derselben kommt aber sehr wenig den Indianern zugute, sondern nur den Mönchen oder, wie man hierzulande sagt, der Kirche und dem Kloster. Man versicherte uns, eine große Lampe, massiv von Silber, die auf Kosten der Bekehrten angeschafft worden, werde aus Madrid erwartet.

Wenn sie da ist, wird man hoffentlich auch daran denken, die Indianer zu kleiden, ihnen einiges Ackergerät anzuschaffen und für ihre Kinder eine Schule einzurichten.

In den Savannen bei der Mission läuft wohl einiges Vieh, man braucht es aber selten, um die Mühle zum Auspressen des Zuckerrohrs zu treiben. Das ist ein Geschäft der Indianer, die dabei ohne Lohn arbeiten, wie überall, wo die Arbeit auf Rechnung der Kirche geht.

Wir brachen am 26. Mai morgens vom kleinen Dorf Santa Barbara auf und langten am 27. Mai in San Fernando de Atabapo an.

Vor einem Monat, auf dem Wege zum Rio Negro, hatten wir im selben Hause des Präsidenten der Missionen gewohnt. Wir waren damals gegen Süd, den Atabapo hinaufgefahren; jetzt kamen wir von West her nach einem weiten Umwege über den Casiquiare und den oberen Orinoko zurück.

Während unserer langen Abwesenheit waren dem Präsidenten der Missionen über den eigentlichen Zweck unserer Reise, über mein Verhältnis zu den Mitgliedern des hohen Klerus in Spanien, über die Kenntnis des Zustandes der Missionen, die ich mir verschafft hatte, bedeutende Bedenken aufgestiegen. Bei unserem Aufbruch nach Angostura, der Hauptstadt von Guayana, drang er in mich, ihm ein Schreiben zu hinterlassen, in dem ich bezeugte, daß ich die christlichen Niederlassungen am Orinoko in guter Ordnung angetroffen hätte und daß die Eingeborenen im allgemeinen milde behandelt würden.

Diesem Ansinnen des Superiors lag gewiß ein sehr loblicher

Eifer für das Beste seines Ordens zugrunde. Nichtsdestoweniger setzte er mich in Verlegenheit. Ich erwiderte, das Zeugnis eines im Schoße der reformierten Kirche geborenen Reisenden könne in dem endlosen Streit, in dem fast überall in der Neuen Welt weltliche und geistliche Macht miteinander liegen, doch wohl von keinem großen Gewicht sein. Ich gab ihm zu verstehen, da ich 900 Kilometer von der Küste mitten in den Missionen und in der Gewalt der Mönche sei, möchte das Schreiben, das wir am Ufer des Atabapo miteinander abfaßten, wohl schwerlich als ein ganz freier Willensakt von meiner Seite angesehen werden.

Der Präsident bestand nicht weiter auf der Schrift, die ich hätte unterzeichnen sollen, und wir benutzten die wenigen Augenblicke, die wir noch beisammen waren, um den Zustand des Landes und ob Aussicht sei, die Indianer an den Segnungen der Kultur teilnehmen zu lassen, freimütig zu besprechen.

Ich sprach mich stark darüber aus, wieviel Schaden die feindlichen Einfälle und Seeleneroberungen angerichtet haben, wie unbillig es sei, daß man die Eingeborenen die Früchte ihrer Arbeit so wenig genießen lasse.

Der Präsident schien mich freundlich anzuhören. Indessen glaube ich doch, er wünschte im Herzen (ohne Zweifel im Interesse der Naturwissenschaft), Leute, welche Pflanzen auflesen und das Gestein untersuchen, möchten sich nicht so vorlaut mit dem Wohle der kupferfarbigen Rasse und mit den Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft befassen.

ZEREPE HAT KUMMER

Am 27. Mai kamen wir von San Fernando mit der raschen Strömung des Orinoko in nicht ganz sieben Stunden zum Einfluß des Rio Mataveni. Der Orinoko war in der Nacht beträchtlich gestiegen, und die bedeutend beschleunigte Strömung trug uns

in zehn Stunden von der Mündung des Mataveni zum oberen großen Wasserfall, dem von Maipures.

Mit Interesse erinnerten wir uns der Orte, wo wir stromaufwärts übernachtet hatten. Wir trafen Indianer wieder, die uns beim Botanisieren begleitet hatten, und wir besuchten nochmals die schöne Quelle, die hinter dem Hause des Missionars aus einem geschichteten Granitfelsen kommt. Ihre Temperatur hatte sich um kaum 0,3 Grad verändert.

Von der Mündung des Atabapo bis zu der des Apure war uns, als reisten wir in einem Lande, in dem wir lange gewohnt hatten. Wir lebten ebenso schmal, wir wurden von denselben Mücken gestochen – aber die gewisse Aussicht, daß in wenigen Wochen unsere physischen Leiden ein Ende hätten, stärkte uns.

Der Transport der Piroge über den großen Wasserfall hielt uns in Maipures zwei Tage auf. Pater Bernardo Zea, der uns an den Rio Negro begleitet hatte, wollte, obgleich leidend, uns mit seinen Indianern vollends bis nach Atures führen.

Einer von ihnen, Zerepe, der Dolmetscher, den man auf dem Strand von Pararuma so unbarmherzig geprügelt hatte, fiel uns durch seine tiefe Niedergeschlagenheit auf. Wir hörten, er habe die Indianerin verloren, mit der er verlobt gewesen, und zwar infolge einer falschen Nachricht, die über die Richtung unserer Reise in Umlauf gekommen war.

Zerepe war in Maipures geboren, aber bei seinen Eltern vom Stämme der Macos im Walde erzogen. Er hatte in die Mission ein zwölfjähriges Mädchen mitgebracht, das er nach unserer Rückkehr zu den Katarakten zur Frau nehmen wollte.

Das Leben in den Missionen behagte der jungen Indianerin schlecht, außerdem nahmen wir Zerepe mit, und man hatte ihr gesagt, wir, die Weißen, gingen ins Land der Portugiesen (nach Brasilien) und kehrten nicht zurück. Da bemächtigte sie sich eines Kanus, fuhr mit einem anderen Mädchen vom selben Alter durch den Wasserfall und lief zu den Ihrigen. Dieser keckre Streich war die Tagesneugkeit.

Zerepes Niedergeschlagenheit hielt übrigens nicht lange an. Er war unter Christen geboren, er war bis zur Schanze am Rio Negro gekommen, er verstand Spanisch und die Sprache der Macos und dünkte sich jetzt weit erhaben über die Leute seines Stammes und ein Mädchen, das im Walde aufgewachsen war.

DIE HÖHLE VON ATARUIPE

Am 31. Mai fuhren wir über die Stromschnellen der Guahibos und bei Garcita.

Kurz vor Sonnenuntergang stiegen wir am östlichen Ufer des Orinoko ans Land, und zwar, um die Höhle der Ataruipe zu besuchen, von der schon die Rede war, und wo ein ganzer ausgestorbener Volksstamm seine Grabstätte zu haben scheint. Ich versuche diese bei den Eingeborenen vielberufene Höhle zu beschreiben:

Man ersteigt mühsam und nicht ganz gefahrlos einen steilen, völlig kahlen Granitfelsen. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, erstaunten wir über den außerordentlichen Anblick des Landes in der Runde. Ein Archipel mit Palmen bewachsener Inseln füllt das schäumende Strombett. Westwärts, am linken Ufer des Orinoko, breiten sich die Steppen hin wie eine grüne See, deren dunstiger Horizont von der untergehenden Sonne beleuchtet wird.

Das Sonnengestirn, das wie ein Feuerball über der Ebene hing, der einzeln stehende Spitzberg Uniana – der um so höher erschien, als seine Umrisse im Dunst verschwammen – alles wirkte zusammen, die großartige Szenerie noch erhabener zu machen. Wir sahen zunächst in ein tiefes, ringsum geschlossenes Tal hinunter, Raubvögel und Ziegenmelker schwirrten einzeln durch das unzugängliche Rund.

Über einen schmalen Grat gelangten wir auf einen benach-

barten Berg, auf dessen abgerundetem Gipfel ungeheure Granitblöcke lagen. Diese Massen haben 13 bis 16 Meter Durchmesser und sind so vollkommen kugelförmig, daß man, da sie nur mit wenigen Punkten den Boden zu berühren scheinen, meint, beim geringsten Stoß eines Erdbebens müßten sie in die Tiefe rollen.

Zuhinterst ist das Tal mit dichtem Wald bedeckt. An diesem schattigen, einsamen Ort am steilen Abhang eines Berges ist der Eingang der Höhle von Ataruipe. Es ist ein vorspringender Fels, in dem die Gewässer ein weites Loch ausgewaschen haben.

In dieser Grabstätte einer ganzen ausgestorbenen Völkerschaft zählten wir in kurzer Zeit gegen 600 wohlerhaltene und regelmäßig verteilte Skelette. Jedes liegt in einer Art Korb aus Palmenstielchen.

Diese Körbe, von den Eingeborenen „Mapires“ genannt, bilden eine Art viereckiger Säcke. Ihre Größe entspricht dem Alter der Leichen! Es gibt sogar welche für Kinder, die während der Geburt gestorben sind. Sie wechseln in der Länge von 26 Zentimeter bis 1,07 Meter.

Die Skelette sind zusammengebogen und so vollständig, daß keine Rippe, kein Fingerglied fehlt. Die Knochen sind auf dreierlei Weise behandelt worden, entweder an Luft und Sonne gebleicht oder mit Onoto rot gefärbt oder mumienartig zwischen wohlriechenden Harzen in Helikonia- und Bananenblätter eingeknetet.

Die Indianer erzählten uns, man lege die frische Leiche in die feuchte Erde, damit sich das Fleisch allmählich verzehre. Nach einigen Monaten nehme man sie wieder heraus und schabe mit scharfen Steinen den Rest des Fleisches von den Knochen. Mehrere Horden in Guayana haben noch jetzt diesen Brauch.

Neben den Mapires oder Körben sieht man Gefäße von halbgebranntem Ton, welche die Gebeine einer ganzen Familie zu enthalten scheinen. Die größten dieser Graburnen sind 1 Meter hoch und 1,38 Meter lang. Sie sind graugrün, oval, von ganz gefälligem Ansehen, mit Henkeln in Gestalt von Krokodilen und

Schlangen, am Rande mit Mäandern, Labyrinthen und mannigfach kombinierten geraden Linien geschmückt.

Hinsichtlich der Zeit, aus der die Mapires und die bemalten Gefäße in der Knochenhöhle von Ataruipe stammen, konnten wir uns keine bestimmte Vorstellung bilden. Die meisten schienen nicht über hundert Jahre alt. Da sie aber vor Feuchtigkeit geschützt und in sehr gleichmäßiger Temperatur sind, so wären sie wohl ebenso gut erhalten, wenn sie auch aus weit früherer Zeit herrührten.

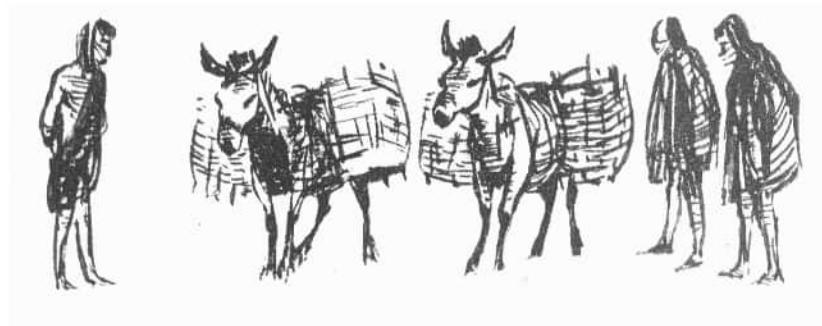
Nach einer Sage der Guahibosindianer flüchteten sich die kriegerischen Atures, von den Kariben verfolgt, auf die Felsen mitten in den großen Wasserfällen, und hier erlosch nach und nach diese einst so zahlreiche Nation und mit ihr ihre Sprache. Noch im Jahre 1767 lebten die letzten von ihnen.

In Maipures zeigte man uns einen alten Papagei, von dem die Einwohner behaupteten, „man versteht ihn nicht, weil er aturisch spricht“.

Wir nahmen aus der Höhle von Ataruipe mehrere Schädel, das Skelett eines Kindes von sechs bis sieben Jahren und die Skelette zweier Erwachsener von der Nation der Atures mit. Alle diese zum Teil rot bemalten, zum Teil mit Harz überzogenen Gebeine lagen in den oben beschriebenen Körben. Sie machten fast eine ganze Maultierladung aus, und da uns der abergläubische Widerwillen der Indianer gegen einmal beigesetzte Leichen wohlbekannt war, hatten wir sie in frisch geflochtene Matten einwickeln lassen.

Bei dem Spürsinn der Indianer und ihrem feinen Geruch half aber diese Vorsicht leider nichts. Überall, wo wir in den Missionen der Kariben, auf den Llanos zwischen Angostura und Nueva Barcelona hielten, liefen die Eingeborenen um unsere Maultiere zusammen. Kaum aber hatten die guten Leute unser Gepäck angerührt, so prophezeiten sie, daß das Lasttier, „das die Toten trage“, zugrunde gehen werde.

Umsonst versicherten wir, sie irrten sich, in den Körben seien



Krokodil- und Seekuhknochen; sie blieben dabei, sie rochen das Harz, womit die Skelette überzogen sind, und sagten, das seien ihre „alten Verwandten“. Wir mußten die Autorität der Mönche in Anspruch nehmen, um des Widerwillens der Eingeborenen Herr zu werden und frische Maultiere zu bekommen.

Die Skelette der Indianer gingen später mit einem bedeutenden Teil unserer Sammlung an der Küste von Afrika bei einem Schiffbruch verloren, der unserem Freund und Reisegefährten Fray Juan Gonzales, einem jungen Franziskaner, das Leben kostete.

Schweigend gingen wir von der Höhle von Ataruipe nach Hause. Es war eine der stillen, heiteren Nächte, welche im heißen Erdstrich so gewöhnlich sind. Die Sterne glänzten in mildem, planetarischem Licht. Ungeheure Insektenschwärme verbreiteten ein rötliches Licht in der Luft. Der dichtbewachsene Boden glühte von lebendigem Feuer, als hätte sich die gestirnte Himmelsdecke auf die Grasflur niedergesenkt.

Vor der Höhle blieben wir noch oft stehen und bewunderten den Reiz des merkwürdigen Ortes. Duftende Vanille und Bignoniengeschmückten den Eingang, und darüber, auf der Spitze des Hügels, wiegten sich säuselnd die Schäfte der Palmen.

VERHÄGNISVOLLER AUFENTHALT IM WASSERFALL

In der Mission Arures verweilten wir nur, bis unsere Piroge durch den großen Wasserfall geschafft war. Der Boden unseres kleinen Fahrzeuges war so dünn geworden, daß große Vorsicht nötig war, damit er nicht sprang.

Wir nahmen Abschied von Missionar Bernardo Zea, der in Atures blieb, nachdem er zwei Monate lang unser Begleiter gewesen war und alle unsere Beschwerden geteilt hatte.

Wir wagten es, in unsere Piroge durch die letzte Hälfte des Wasserfalls von Atures zu fahren. Mehrere Male stiegen wir aus und kletterten auf die Felsen, die wie schmale Dämme die Inseln untereinander verbinden. Bald stürzen die Wasser über die Dämme weg, bald fallen sie mit dumpfem Getöse in das Innere derselben.

Ein beträchtliches Stück des Orinoko war trockengelegt, weil sich der Strom durch unterirdische Kanäle einen Weg gebrochen hat. An diesen einsamen Orten nistet das Felshuhn mit goldigem Gefieder, einer der schönsten tropischen Vögel.

Wir hielten uns im Wasserfall von Canucari auf, der durch ungeheure, aufeinandergetürmte Granitblöcke gebildet wird. Diese Blöcke sind so übereinandergeschoben, daß sie geräumige Höhlen bilden.

Wir gingen in eine Höhle. Dieser Ort bot eines der merkwürdigsten Naturschauspiele, die wir am Orinoko gesehen haben. Über unseren Köpfen rauschte der Strom weg, und es brauste, als ob das Meer sich an Klippen bricht; aber am Eingang der Höhle konnte man trocken hinter der breiten Wassermasse stehen, die sich im Bogen über den Steindamm stürzte.

In anderen, tieferen, aber nicht so großen Höhlen war das Gestein durch langdauernde Einsickerung durchbohrt. Wir sahen 21 bis 22 Zentimeter dicke Wassersäulen von der Decke des Gewölbes herabkommen und durch Spalten entweichen, die auf weite Strecken zusammenzuhängen schienen.

Wir genossen den Anblick dieses außerordentlichen Naturbildes länger, als uns lieb war.

Unser Kanu sollte am östlichen Ufer einer schmalen Insel entlangfahren und uns nach einem weiten Umweg wieder aufnehmen. Wir warteten anderthalb Stunden vergeblich. Die Nacht kam heran und mit ihr ein furchtbares Gewitter; der Regen goß in Strömen herab. Wir fürchteten nachgerade, unser schwaches Fahrzeug möchte an den Felsen zerschellt sein und die Indianer sich auf den Weg zur Mission gemacht haben.

Wir waren nur unser drei. Stark durchnäßt und voll Sorge um unsere Piroge, bangten wir vor der Aussicht, eine lange Nacht schlaflos im Lärm des Wasserfalls zuzubringen. Bonpland faßte den Entschluß, über die Flußarme zwischen den Granitdämmen zu schwimmen. Er hoffte den Wald erreichen und in der Mission bei Pater Zea Beistand holen zu können. Nur mit Mühe hielten wir ihn von diesem gewagten Beginnen ab. Er war unbekannt mit dem Labyrinth von Wasserrinnen, in die der Orinoko zerschlagen ist und in denen meist starke Wirbel sind.

Und was jetzt, da wir eben über unsere Lage beratschlagten, unter unseren Augen vorging, bewies hinreichend, daß die Indianer fälschlich behauptet hatten, in den Wasserfällen gäbe es keine Krokodile.

Die kleinen Affen, die wir seit mehreren Monaten mit uns führten, hatten wir auf die Spitze unserer Insel gestellt. Vom Gewitterregen durchnäßt und für die geringste Wärmeabnahme empfindlich, erhoben die zärtlichen Tiere ein klägliches Geschrei und lockten damit zwei nach ihrer Größe und ihrer bleigrauen Farbe sehr alte Krokodile herbei. Bei dieser unerwarteten Erscheinung war uns der Gedanke, daß wir bei unserem ersten Aufenthalt in Atures mitten im Wasserfall gebadet hatten, eben nicht behaglich.

Nach langem Warten endlich, als sich schon der Tag neigte, kamen die Indianer. Die Staffel, über die sie hatten herab wollen, um die Insel zu umfahren, war wegen zu seichten Wassers nicht

fahrbar, und der Steuermann hatte im Gewirr von Felsen und kleinen Inseln lange nach einer besseren Durchfahrt suchen müssen.

Zum Glück war unsere Piroge nicht beschädigt worden, und in weniger als einer halben Stunde waren unsere Instrumente, unsere Mundvorräte und unsere Tiere eingeschifft.

VOM TEUFELSPULVER DER OTOMAKEN

Wir fuhren in zwei Tagen den Orinoko von Carichana zur Mission Uruana hinab. Sie ist ungemein malerisch gelegen. Das kleine indianische Dorf lehnt sich an einen hohen Granitberg, überall steigen Felsen wie Pfeiler über dem Walde auf und ragen über die höchsten Baumwipfel empor.

Nirgends nimmt sich der Oriniko majestätischer aus als bei der Hütte des Missionars Fray Ramon Bueno. Er ist hier über 5067 Meter breit und läuft gerade gegen Ost, ohne Krümmung, wie ein ungeheurer Kanal.

Die Mission ist von Otomaken bewohnt, einem versunkenen Stamm, an dem man eine der merkwürdigsten Erscheinungen beobachtet.

Die Otomaken essen Erde, das heißt, sie verschlingen sie mehrere Monate lang täglich in ziemlich bedeutender Menge, um den Hunger zu beschwichtigen, ohne daß ihre Gesundheit dabei leidet. Wir konnten uns zwar nur einen einzigen Tag in Uruana aufhalten, aber dies reichte hin, um die Bereitung der „Poya“ (der Erdkugel) kennenzulernen, die Vorräte, welche die Eingeborenen davon angelegt hatten, zu untersuchen und die Menge Erde, die sie in 24 Stunden verschlingen, festzustellen.

Die Einwohner von Uruana gehören zu den Savannenvölkern, die schwerer zu zivilisieren sind als die Waldvölker, starke Abneigung gegen den Landbau haben und fast ausschließlich von

Jagd und Fischfang leben. Solange das Wasser im Orinoko und seinen Nebenflüssen tief steht, leben die Otomaken von Fischen und Schildkröten. Sie schießen sie mit überraschender Fertigkeit mit Pfeilen, wenn sie sich an der Wasserfläche blicken lassen.

Sobald die Flüsse anschwellen, ist es mit dem Fischfang fast ganz vorbei. Es ist dann ebenso schwer, in den tiefen Flüssen Fische zu bekommen, wie auf offener See. Die armen Missionare am Orinoko haben oft gar keine, weder an Fasttagen noch an Nichtfasttagen, obgleich alle jungen Indianer im Dorfe verpflichtet sind, „für das Kloster zu fischen“.

Zur Zeit der Überschwemmungen nun, die zwei bis drei Monate dauert, verschlingen die Otomaken Erde in unglaublicher Masse. Sie essen nicht jede Art Ton ohne Unterschied, sie suchen Schichten auf, welche die fetteste, am feinsten anzufühlende Erde enthalten.

Das kleine Dorf Uruana ist schwerer zu regieren als die meisten anderen Missionen. Die Otomaken sind ein unruhiges, leidenschaftliches Volk.

Nicht nur sind sie dem Genuß der gegorenen Getränke aus Maniok und Mais und dem Palmwein zugetan, sie versetzen sich auch noch in einen eigentümlichen Zustand von Rausch durch den Gebrauch von Niopopulver.

Sie sammeln die langen Schoten einer Mimosenart, reißen sie in Stücke, feuchten sie an und lassen sie gären. Wenn die durchweichten Pflanzen anfangen, schwarz zu werden, kneten sie sie wie einen Teig, mengen Maniokmehl und Kalk, der aus einer Muschel gebrannt wird, darunter und setzen die Masse auf einem Rost von hartem Holz einem starken Feuer aus. Der erhärtete Teig bildet kleine Kuchen.

Will man sich ihrer bedienen, so werden sie zu feinem Pulver zerrieben und dieses auf einen 13 bis 16 Zentimeter breiten Teller gestreut. Der Otomake hält den Teller, der einen Stiel hat, in der rechten Hand und zieht das Niopo durch einen hohlen gabelförmigen Vogelknochen, dessen zwei Enden in die Nasenlöcher

gesteckt werden, in die Nase. Das Niopo reizt so sehr, daß ganz wenig davon heftiges Niesen verursacht, wenn man nicht daran gewöhnt ist.

Pater Gumilla sagt: „Dieses Teufelspulver der Otomaken, das von einem baumartigen Tabak kommt, berauscht sie durch die Nasenlöcher, raubt ihnen auf einige Stunden die Vernunft und macht sie im Gefechte rasend.“

Ungern schieden wir (am 7. Juni) von Pater Ramon Bueno. Unter den zehn Missionaren, die wir auf dem ungeheuren Gebiet von Guayana kennengelernt hatten, schien mir nur er wirkliches Interesse an allen Verhältnissen der eingeborenen Völkerschaften zu haben.

FIEBER

Muitaco war der letzte Ort, wo wir am Ufer des Orinoko die Nacht unter freiem Himmel zubrachten. Wir fuhren noch zwei Nächte durch, ehe wir unser Reiseziel, Angostura, erreichten.

Nur schwer vermöchte ich das angenehme Gefühl zu schildern, mit dem wir in Angostura, der Hauptstadt von Spanisch-Guayana, das Land betrat. Wir hatten in 75 Tagen auf den fünf großen Flüssen Apure, Orinoko, Atabapo, Rio Negro und Casiquiare 2250 Kilometer zurückgelegt und auf dieser ungeheuren Strecke nur sehr wenige Orte angetroffen.

Obgleich nach unserem Leben in den Wäldern unser Anzug nichts weniger als gepflegt war, säumten wir doch nicht, uns Don Felipe de Ynciarte, dem Statthalter der Provinz Guayana, vorzustellen. Er nahm uns in zuvorkommender Weise auf und wies uns beim Sekretär der Intendantur unsere Wohnung an.

Da wir aus fast menschenleeren Ländern kamen, fiel uns das Treiben in einer Stadt, die knapp 6000 Einwohner hat, ungemein auf. Wir staunten an, was Gewerbefleiß und Handel dem zi-

vilisierten Menschen an Bequemlichkeit bieten, bescheidene Wohnräume kamen uns prachtvoll vor, wer uns anredete, erschien uns geistreich.

Nach langer Entbehrung gewähren Kleinigkeiten hohen Genuss, und mit unbeschreiblicher Freude sahen wir zum erstenmal wieder Weizenbrot auf der Tafel des Statthalters.

Ein schlimmer Umstand nötigte uns, einen ganzen Monat in Angostura zu verweilen.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft fühlten wir uns matt und schwach, aber vollkommen gesund. Bonpland fing an, die wenigen Pflanzen zu untersuchen, die er vor den Wirkungen des feuchten Klimas hatte schützen können, ich war beschäftigt, Länge und Breite der Hauptstadt zu bestimmen und die Inklination der Magnetröhrchen zu beobachten. Aber nicht lange, so wurden wir in der Arbeit unterbrochen. Fast am gleichen Tag befiel uns eine Krankheit, die bei meinem Reisegefährten den Charakter eines bösartigen Fiebers annahm.

Die Luft war zur Zeit in Angostura vollkommen gesund, und da sich bei dem einzigen Diener, der uns von Cumana her begleitet hatte, die Vorboten desselben Übels einstellten, so zweifelte unsere Umgebung, von der wir aufs sorgfältigste gepflegt wurden, nicht daran, daß wir den Keim des Typhus aus den feuchten Wäldern am Casiquiare mitgebracht hätten.

Da unser Diener dem heftigen Regen weit mehr als wir ausgesetzt gewesen war, entwickelte sich die Krankheit bei ihm furchtbar rasch. Seine Kräfte lagen so darnieder, daß man uns am neunten Tag seinen Tod meldete — es war aber nur eine mehrstündige Ohnmacht, auf die eine heilsame Krise eintrat.

Zur selben Zeit wurde auch ich von einem sehr heftigen Fieber befallen. Man gab mir mitten im Anfall ein Gemisch von Honig und Extrakt der China-Rinde. Das Fieber wurde darauf stärker, hörte aber gleich am anderen Tage auf.

Bonplands Zustand war sehr bedenklich, und wir schwebten mehrere Wochen in der höchsten Besorgnis. Zum Glück behielt

der Kranke Kraft genug, sich selbst behandeln zu können. Während der ganzen schmerzhaften Krankheit behielt Bonpland die Charakterstärke und die Sanftmut, die ihn auch in der schlimmsten Lage niemals verlassen haben. Nachdem das Fieber in wenigen Tagen einen ungemeinen Grad von Heftigkeit erreicht hatte, nahm es einen weniger beunruhigenden Charakter an. Bald konnten wir weiterreisen.

Am 23. Juli langten wir auf dem Landweg in der Stadt Neu-Barcelona an, weniger angegriffen von der Hitze in den Llanos, an die wir längst gewöhnt waren, als von den Sandwinden, die auf die Dauer schmerzhafte Schrunden in der Haut verursachen.

Im Hause eines reichen Handelsmannes von französischer Abkunft fanden wir die freundlichste Aufnahme und alles, was zuvorkommende Gastfreundschaft bieten kann. Das Klima von Neu-Barcelona ist nicht so heiß wie das von Cumana, aber feucht und in der Regenzeit etwas ungesund. Bonpland hatte die beschwerliche Reise über die Llanos gut ausgehalten, er war wieder ganz bei Kräften und seine große Tatkraft die alte.

Ich dagegen war in Neu-Barcelona unwohler als in Angostura, unmittelbar nachdem die Reise auf den Flüssen hinter uns lag. Einer der tropischen Regen, bei denen bei Sonnenuntergang weit auseinander außerordentlich große Tropfen fallen, hatte mir ein Unwohlsein verursacht, das einen Anfall von Typhus, der eben auf der Küste herrschte, befürchten ließ. Wir verweilten fast einen Monat in Neu-Barcelona, im Genuß aller Bequemlichkeiten, welche die aufmerksamste Freundschaft bieten kann.

Wir trafen hier auch wieder den trefflichen Ordensmann Fray Juan Gonzales, den ich schon erwähnt habe und der schon vor uns am oberen Orinoko gewesen war. Er hatte beschlossen, nach Europa zurückzukehren und uns dabei bis auf die Insel Cuba zu begleiten. Wir blieben fortan sieben Monate beisammen. Der Mann war munter, geistreich und dienstfertig.

Wer mochte ahnen, welches Unglück seiner wartete! Er nahm einen Teil unserer Sammlungen mit, ein gemeinschaftlicher

Freund vertraute ihm ein Kind an, das man in Spanien erziehen lassen wollte. Die Sammlungen, das Kind, der junge Geistliche, alles wurde durch einen Schiffbruch vor der afrikanischen Küste von den Wellen verschlungen ...

ÜBER DIE KORDILLEREN INS INKA-REICH

Von Honda aus steigt man 2700 Meter aufwärts nach St. Fé de Bogotá. Der Weg zwischen den Felsen – kleine eingehauene Treppen, nur 18 bis 20 Zoll breit, so daß die Maultiere nur mit Mühe ihren Leib durchbringen – ist über alle Beschreibung schlecht.

Dann traten wir aus der Mündung des Berges und befanden uns auf einmal in einer großen Ebene, auf der man zwar keine Bäume sieht, die aber mit europäischen Getreidearten besät und mit indianischen Dörfern angefüllt ist.

Diese Ebene ist der ausgetrocknete Grund des Sees Funzhe, der in den Sagen der Muyscas-Indianer eine wichtige Rolle spielt: Das böse Prinzip, der Mond, brachte eine Sintflut hervor, durch die sich der See bildete. Aber Bochika, das gute Prinzip oder die Sonne, zertrümmerte den Fels Tequendama, wo heutigentags der berühmte Wasserfall ist. Der See Funzhe lief ab, die Bewohner der Gegend, die sich während der Flut auf die nächsten Berge geflüchtet hatten, kehrten in die Ebene zurück. Und Bochika, nachdem er den Indianern eine politische Verfassung und Gesetze, welche denen der Inkas ähnlich waren, gegeben hatte, ging, den Tempel von Sagamuri zu bewohnen. Da lebte er 25 000 Jahre und zog sich dann in sein Haus, die Sonne, zurück.

Unsere Ankunft in St. Fé de Bogotá glich einem Triumphzug. Der Erzbischof hatte uns seinen Wagen entgegengeschickt, mit ihm kamen die Vornehmsten der Stadt. Man gab uns ein Mittag-

essen zwei Meilen vor der Stadt, und wir zogen mit einem Gefolge von mehr als 60 Personen zu Pferde ein.

Der arme Bonpland bekam auf dem Wege von Honda nach St. Fé wieder das Fieber. Das nötigte uns, zwei volle Monate, bis zum 8. September 1801, in dieser Stadt zu bleiben.

Sobald Bonpland wiederhergestellt war, verließen wir St. Fé. Unser Weg nach Quito ging durch die Schneegegenden von Quiridui und Tolima.

Das Quindiugebirge wird als die beschwerlichste Straße in der Kordillere der Anden angesehen. Es ist ein dichter, völlig unbewohnter Wald, den man auch in der besten Jahreszeit nicht schneller als in zehn oder zwölf Tagen zurücklegt.

Hier findet man keine Hütte, keine Lebensmittel, und die Reisenden versehen sich in jeder Jahreszeit auf einen ganzen Monat mit Vorräten, weil es nur zu oft geschieht, daß sie durch das Schmelzen des Schnees und das plötzliche Anschwellen der Gießbäche so sehr abgeschnitten werden, daß sie weder auf der Seite von Cartago noch auf der von Ibague herabkommen können. Der höchste Punkt des Weges liegt 3505 Meter über dem Meer.

Der Pfad über die Kordillere ist so eng, daß seine gewöhnliche Breite nicht über 30 bis 40 Zentimeter beträgt und er größtenteils einer offenen, durch den Felsen gehauenen Galerie ähnlich ist.

In diesem Teil der Anden ist der Fels, wie beinahe sonst überall, mit einer dicken Tonschicht bedeckt. Die Wasserbäche, die von dem Gebirge herabfließen, haben Schluchten von 6 bis 7 Meter Tiefe ausgespült. Diese Schluchten, in denen sich der Weg fortzieht, sind mit Morast angefüllt, und ihre Dunkelheit wird noch vermehrt durch den dichten Pflanzenwuchs, der ihren Rand einfaßt. Die Ochsen, deren man sich in diesen Gegenden gemeinhin als Saumtiere bedient, kommen nur mit größter Mühe fort in diesen Galerien, die bis zu 2000 Meter Länge haben.

Hat man das Unglück, solchen Saumtieren zu begegnen, so gibt es kein anderes Mittel, ihnen aus dem Wege zu gehen, als den Pfad wieder zurückzuwandeln oder auf die Erdmauer zu steigen,

welche die Schlucht einfaßt, und sich da an den Wurzeln festzuhalten, die von dem Baumwerk der Höhen hervorragen.

Als wir im Oktober 1801 zu Fuß und mit zwölf Ochsen, die unsere Instrumente und Sammlungen trugen, das Quindiugebirge bereisten, litten wir sehr viel durch die beständigen Platzregen, denen wir die drei oder vier letzten Tage bei unserem Herabsteigen von dem westlichen Abhang der Kordillere ausgesetzt waren.

Der Weg führte durch ein sumpfiges, mit Bambusschilf bedecktes Land. Die Stacheln, womit die Wurzeln dieser gigantischen Grasart bewaffnet sind, hatten unsere Fußbekleidung so sehr zerrissen, daß wir genötigt waren, wie alle Reisenden, die sich nicht von Menschen auf dem Rücken tragen lassen wollen, barfuß zu gehen.

Dieser Umstand, die beständige Feuchtigkeit, die Länge des Weges, die Muskelkraft, die man aufwenden muß, um auf dem dichten und schlammigen Ton zu gehen, und die Notwendigkeit, durch sehr tiefe Gießbäche von äußerst kaltem Wasser zu waten, machen diese Reise gewiß äußerst beschwerlich. Aber in so hohem Grade sie das auch ist, so hat sie doch keine der Gefahren, womit die Leichtgläubigkeit des Volkes die Reisenden schreckt.

Der Pfad ist freilich schmal, aber die Stellen sind sehr selten, da er an Abgründen wegführt. Da die Ochsen immer ihre Beine in dieselben Fußtapfen stellen, so bildet sich dadurch eine Reihe von kleinen Gräben, die den Weg durchschneiden und zwischen denen eine sehr enge Erderhöhung sich ansetzt. Bei starkem Regen stehen diese Dämme unter Wasser, und der Gang des Reisenden wird nun doppelt unsicher, da er nicht weiß, ob er auf den Damm oder in den Graben seinen Fuß setzt.

MENSCHEN ALS „PFERDE“

Da nur weniger wohlhabende Personen in diesem Klima geübt sind, 15 und 20 Tage hintereinander und auf so beschwerlichen Wegen zu Fuß zu gehen, so lassen sich die meisten Reisenden von Menschen tragen, die sich einen Sessel auf den Rücken gebunden haben.

Beim gegenwärtigen Zustand der Straße über den Quindiu wäre es unmöglich, den Weg auf Mauleseln zurückzulegen. Man spricht daher in diesem Lande vom Reisen auf dem Rücken eines Menschen, wie man anderwärts von einer Reise zu Pferde redet. Auch verbindet man gar keine erniedrigende Vorstellung mit dem Gewerbe der „Cargueros“, und die, welche es treiben, sind keine Indianer, sondern Mestizen (Mischlinge von Indianern und Weißen) und manchmal auch Weiße.

Die Cargueros tragen gewöhnlich 75 bis 80 Kilogramm, und manche sind so stark, daß sie sogar zwei Zentner aufladen.

Bedenkt man die ungeheure Anstrengung, welche diese Unglücklichen, die täglich in diesem Gebirgsland acht bis neun Stunden andere tragen, machen müssen, so weiß man, daß ihr Rücken manchmal wund gedrückt wird wie der der Saumtiere. Oft auch sind die Reisenden grausam genug, sie, wenn sie krank werden, mitten im Walde liegenzulassen. Weiß man überdies, daß sie auf einer Reise von Ibague nach Cartago in einer Zeit von 15 und selbst 25 bis 30 Tagen nicht mehr als 12 bis 14 Piaster (60 bis 70 Franken) verdienen, so begreift man kaum, wie alle starken jungen Leute, die am Fuß dieser Gebirge wohnen, das Gewerbe der Cargueros, eines der mühseligsten von allen, denen sich die Menschen ergeben, freiwillig wählen können.

Allein der Hang zu einem freien herumstreifenden Leben und die Idee einer gewissen Unabhängigkeit in den Wäldern läßt sie diese beschwerliche Beschäftigung anderer Arbeit vorziehen.

Indes muß hier auch bemerkt werden, daß nicht alle es freiwillig tun. In den mexikanischen Bergwerken zum Beispiel gibt es eine



Menschenklasse, die gar keine andere Beschäftigung findet, als andere auf dem Rücken zu tragen. Jeder Bergwerksdirektor hat einen oder zwei Indianer in seinem Sold, die seine „Pferde“ heißen, weil sie sich alle Morgen satteln lassen und — auf einen kleinen Stock gestützt und mit vorgeworfenem Körper — ihren Herrn von einem Teil des Bergwerks nach dem anderen tragen müssen.

Unter den Cavalitos (Pferden) und Cargueros unterscheidet und empfiehlt man den Reisenden diejenigen, die sichere Füße und einen sanften gleichen Schritt haben. Es tut einem recht weh, von den Eigenschaften eines Menschen in Ausdrücken reden zu hören, womit man den Gang der Pferde und Maultiere bezeichnet.

Bis an die Knie versanken wir in den Sümpfen. Das Wetter hatte sich geändert, es regnete stromweise in den letzten Tagen. Unsere Stiefel faulten uns am Leibe, und wir kamen mit nackten und blutenden Füßen zu Cartago an.

Aber die größte Schwierigkeit stand uns noch bevor zwischen Popayan und Quito. Auf diesem Weg mußten wir die Paramos übersteigen, und zwar in der Regenzeit, die bereits angefangen hatte.

Paramo heißt in den Anden jede Gegend, wo auf einer Höhe

von 3 200 bis 4 000 Meter die Vegetation stillsteht und eine Kälte ist, die bis in die Knochen dringt.

Über die Spitze der Kordillere, wo scheußlich schroffe Abgründe sind, kamen wir von Popayan nach Almager und von da nach Pasto, das am Fuße eines fruchtbaren Vulkans liegt.

Man kann sich nichts Schrecklicheres denken als den Weg bei dieser kleinen Stadt, wo wir Weihnachten verbrachten und deren Einwohner uns mit rührender Gastfreundlichkeit aufnahmen. Dicke Wälder liegen zwischen Morästen, die Maultiere sinken bis zum halben Leib ein, und man muß durch so tiefe und enge Schlüfte, daß man in den Stollen eines Bergwerkes zu kommen glaubt. Auch sind die Wege mit den Knochen der Maultiere gepflastert, die hier vor Kälte oder aus Mattigkeit umfielen.

Die ganze Provinz Pasto ist eine gefrorene Gebirgsfläche, von Vulkanen und Schwefelgasquellen umringt, aus denen beständig Rauchwirbel dampfen.

DER VULKAN BRENNT

Nachdem wir zwei Monate hindurch Tag und Nacht von Regengüssen durchnäßt worden waren und bei der Stadt Ibarra beinahe ertranken, da plötzlich bei einem Erdbeben das Wasser stieg, langten wir am 6. Januar 1802 zu Quito an.

Die Stadt ist schön, aber der Himmel traurig und neblig; die benachbarten Berge zeigen kein Grün, und die Kälte ist beträchtlich. Das große Erdbeben vom 4. Februar 1797, das die ganze Provinz umwarf, tötete in einem Augenblick 35 000 bis 40 000 Menschen. Seit jener Katastrophe hören die Erdbeben nicht auf. Und welche Stöße mitunter! Wahrscheinlich ist der ganze hohe Teil der Provinz ein einziger Vulkan.

Ungeachtet dieser Schrecknisse und Gefahren, womit die Natur sie ringsher umgibt, sind die Einwohner von Quito froh,

lebendig und liebenswürdig. Ihre Stadt atmet nur Wollust und Üppigkeit, und nirgends vielleicht gibt es einen entschiedeneren und allgemeineren Hang, sich zu vergnügen.

So kann sich der Mensch daran gewöhnen, ruhig am Rande eines jähnen Abgrundes zu schlafen.

Wir haben uns fast acht Monate in der Provinz Quito aufgehalten, von Anfang Januar bis in den August. Diese Zeit wurde angewandt, jeden der dortigen Vulkane zu besteigen.

Zweimal bin ich bei dem Krater des Pichincha gewesen, des Berges, welcher neben der Stadt Quito emporragt. Um ein Haar wäre es uns übel ergangen.

Die Führer mit den größten Instrumenten waren wie gewöhnlich zurückgeblieben. Ich war allein mit einem sehr gebildeten Kreolen (in Amerika geborener Nachkomme eines Spaniers), Herrn Urquinaona, und dem Indianer Felipe Aldas. Wir saßen mißmutig am Fuße des Bergschoßes. Der Krater, den wir suchten, war gewiß hinter der Felswand im Westen, aber wie sollten wir dahingelangen und zu der Wand selbst emporsteigen? Die turmähnlichen Massen schienen zu steil, ja teilweise senkrecht abgestürzt.

Am Pik von Teneriffa hatte ich mir das Erklimmen des Aschenkegels dadurch erleichtert, daß ich meinen Weg längs dem Rande eines vorstehenden Felsgrates verfolgte, an welchem ich mich mit den Händen, freilich nicht ohne Verletzung, festhielt. So beschloß ich auch hier, an dem Bimssteinabhang dicht am Rand des südlichen Felsenurms aufzusteigen.

Wir machten zwei mühevolle Versuche, einmal etwa 300, ein anderes Mal 700 Fuß hoch. Die Schneedecke schien uns sicher zu tragen. Sie war so fest, daß wir eher fürchten mußten, bei einem Fall mit beschleunigter Geschwindigkeit auf der schiefen Fläche herabzurollen und gegen einen der scharfkantigen Blöcke zu stoßen, die aus dem Bimsstein hervorragen.

Plötzlich und mit großem Angstgeschrei brach der Indianer Aldas, der dicht vor mir ging, durch die gefrorene Schneerinde

durch. Er sank bis an die Brust in eine Spalte, und wir sahen mit Grausen, daß wir über eine Brücke von eisigem Schnee gegangen waren. Wenige Schritte von uns gab es Löcher, durch die wir in die Tiefe blicken konnten. Wir befanden uns auf Gewölben, die mit dem Krater selbst zusammenhingen.

Erschreckt, aber nicht mutlos, faßte ich einen anderen Entschluß. Aus dem Umkreis des Kraters springen drei Felsspitzen hervor, gleichsam über den Abgrund hinstrebend, die nicht mit Schnee bedeckt sind, weil die Dämpfe aus dem Schlund des Vulkans ihn unaufhörlich schmelzen. Auf einen dieser Piks stieg ich und fand auf seinem Gipfel einen Stein, der nur auf einer Seite auflag und unterhöhlt war, so daß er einen Balkon über dem Abgrund bildete. Hier schlug ich meinen Sitz auf, um unsere Versuche anzustellen. Aber dieser Stein ist nur ungefähr 12 Fuß lang und 6 Fuß breit, und er wird von den häufigen Erdstößen mächtig erschüttert, deren wir 18 in nicht vollen 30 Minuten zählten. Um den Boden des Kraters besser beobachten zu können, legten wir uns auf den Bauch.

Ich glaube nicht, daß die Phantasie sich etwas Finstereres, Trauer- und Todmäßigeres vorstellen kann, als wir hier sahen. Der Schlund des Vulkans bildet ein kreisförmiges Loch, ungefähr von einer französischen Meile im Umfang. Die Ränder sind oberwärts mit Schnee bedeckt, das Innere ist dunkelschwarz. Aber die Tiefe ist so ungeheuer, daß mehrere Berge darin stehen, deren Gipfel man unterscheidet.

La Condamine fand seinerzeit diesen Krater erloschen und sogar mit Schnee überdeckt. Wir aber haben den Einwohnern von Quito die traurige Nachricht bringen müssen, daß es in ihrem nachbarlichen Vulkan jetzt brennt.

Deutliche Zeichen gestatteten keinen Zweifel hieran. Schwefeldämpfe ersticken uns beinahe, wenn wir uns dem Schlund näherten. Wir sahen selbst bläuliche Flammen hin und her hüpfen und fühlten alle zwei oder drei Minuten heftige Stöße von Erdbeben, welche die Ränder des Kraters erschütterten.

Zwei Tage nach diesem Besuch bestieg ich den Berg noch einmal in Begleitung meiner Freunde Bonpland und Karl von Montufar. Während der beiden Tage zwischen unseren zwei Besuchen des Pichincha hatten wir ein sehr starkes Erdbeben zu Quito. Die Indianer schrieben es Pulvern zu, die ich in den Vulkan geworfen haben sollte.

HÖHER ALS JE ZUVOR EIN MENSCH

Am 9. Juni traten wir die Reise zum Untersuchen und Messen des Chimborazo an. Die Eingeborenen verließen uns bis auf einen alle in der Höhe von 15 000 Fuß. Bitten und Drohungen waren vergeblich; die Indianer behaupteten, an Atemlosigkeit mehr als wir zu leiden, und sagten, daß wir sie töten wollten.

Wir gelangten mit großer Anstrengung und Geduld höher, als wir hoffen durften, da wir meist ganz in Nebel gehüllt waren. Der Kamm hatte oft nur eine Breite von 8 bis 10 Zoll. Zur Linken war der Absturz mit Schnee bedeckt, dessen Oberfläche durch Frost wie verglast erschien. Die dünnseitige Spiegelfläche hatte gegen 30 Grad Neigung. Zur Rechten senkte sich unser Blick schaurig in einen 800 oder 1000 Fuß tiefen Abgrund, aus dem schneelose Felsmassen senkrecht hervorragten.

Wir hielten den Körper immer mehr nach dieser Seite hin geneigt, denn der Absturz zur Linken schien noch gefährvoller, weil sich keine Gelegenheit darbot, sich mit den Händen am vorstehenden Gestein festzuhalten, und weil außerdem die dünne Eisrinde nicht vor dem Untersinken im lockeren Schnee sicherte.

An einzelnen sehr steilen Staffeln mußte man die Hände und Füße zugleich anwenden, und da das Gestein sehr scharfkantig war, so wurden wir, besonders an den Händen, schmerhaft verletzt. Ich hatte dazu seit mehreren Wochen eine Wunde am



Fuß, die durch die Anhäufung der Sandflöhe veranlaßt und durch feinen Staub vom Bimsstein bei Messungen in dem Llano de Tapia sehr verschlimmert worden war.

Wir konnten den Gipfel auch nicht mehr auf Augenblicke sehen und waren daher doppelt neugierig, zu wissen, wieviel uns zu ersteigen übrigbleiben möchte. An einem Punkt, wo die Breite des Kammes erlaubte, daß zwei Personen bequem nebeneinander stehen konnten, öffneten wir das Gefäßbarometer. Wir waren erst 17 300 Fuß hoch.

Nach und nach machte sich nun große Übelkeit bei uns bemerkbar. Der Drang zum Erbrechen war mit etwas Schwindel verbunden und weit lästiger als die Schwierigkeit zu atmen. Wir bluteten aus Zahnfleisch und Lippen, die Bindehaut der Augen war ebenfalls mit Blut unterlaufen. Diese Erscheinungen hatten für uns nichts Beunruhigendes, da wir mit ihnen aus mehrmaliger früherer Erfahrung bekannt waren.

Auf dem Pichincha fühlte ich einmal, ohne zu bluten, ein so heftiges Magenübel und so heftigen Schwindel, daß ich besinnungslos auf der Erde aufgefunden wurde, als ich mich eben von

meinen Freunden getrennt hatte, um elektrometrische Versuche anzustellen.

Die Nebelschichten, die uns hinderten, entfernte Gegenstände zu sehen, zerrissen plötzlich. Wir erkannten einmal wieder, und zwar ganz nahe, den domförmigen Gipfel des Chimborazo.

Es war ein ernster großartiger Anblick. Die Hoffnung, diesen ersehnten Gipfel zu erreichen, belebte unsere Kräfte aufs neue.

Wir eilten sichern Schrittes vorwärts, als auf einmal eine Art Talschlucht von etwa 400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Durchmesser unserem Unternehmen eine unübersteigliche Grenze setzte. Die Kluft war nicht zu umgehen, auch machte die Form des Absturzes das Herabklimmen unmöglich.

Es war 1 Uhr mittags. Wir hatten eine Höhe von 18 096 Pariser Fuß (5907 Meter) erreicht. Kein Mensch auf der Welt hatte bisher eine solche Höhe erreicht.

Kurze Zeit blieben wir in dieser traurigen Einöde, bald wieder ganz in Nebel gehüllt. Wir sahen nicht mehr den Gipfel des Chimborazo, keinen der benachbarten Schneeberge, noch weniger die Hochebene von Quito. Wir waren wie in einem Luftballon isoliert.

Da das Wetter immer trüber und trüber wurde, eilten wir auf demselben Felsgrat wieder hinab. Wir hielten uns nur so lange auf, wie wir brauchten, um Steinfragmente zu sammeln. Wir sahen voraus, daß man uns in Europa oft um „ein kleines Stückchen vom Chimborazo“ bitten würde.

Als wir ungefähr in 17 400 Fuß Höhe waren, fing es heftig an zu hageln. Zwanzig Minuten ehe wir die untere Grenze des ewigen Schnees erreichten, wurde der Hagel durch Schnee ersetzt. Die Flocken waren so dicht, daß der Schnee bald viele Zoll tief den Felskamm bedeckte. Wir wären gewiß in große Gefahr gekommen, hätte uns der Schnee in 18 000 Fuß Höhe überrascht.

Um 2 Uhr und einige Minuten erreichten wir den Punkt, wo unsere Maultiere standen.

DIE KUNSTSTRASSE DER INKA

Um in das heiße Tal des Amazonenstromes zu gelangen, muß man Gebirgseinöden übersteigen, die meistens über 3000 Meter hoch sind, wetterüberstürmt, oft tagelang in dichten Nebel gehüllt oder von furchtbaren Hagelwettern heimgesucht.

Der erste Eindruck, den die Wildnisse der Kordilleren hervorrufen, wird auf eine merkwürdige und unerwartete Weise dadurch vermehrt, daß gerade noch in ihnen bewundernswürdige Reste von der Kunststraße der Inka sich erhalten haben, diesem Riesenwerk, durch das auf einer Länge von mehr als 1780 Kilometer alle Provinzen des Reiches in Verbindung gesetzt waren.

Auf dem Andenpasse zwischen Alausi und Loja, den man den Paramo del Assuay nennt (4732 Meter über dem Meer, also ein viel besuchter Weg fast in der Höhe des Montblanc), hatten wir in der Hochebene große Mühe, unsere schwer belasteten Maultiere durch den sumpfigen Boden durchzuführen. Dabei konnten wir neben uns in einer Strecke von mehr als einer deutschen Meile ununterbrochen auf die großartigsten Reste der 6,5 Meter breiten Inkastraße sehen.

Sie hatte einen tiefen Unterbau und war mit wohlbehauenem schwarzbraunem Trapp-Porphyr gepflastert. Was ich von römischen Kunststraßen in Italien, dem südlichen Frankreich und Spanien gesehen hatte, war nicht imposanter als diese Werke des alten Inka-Reichs der Peruaner.

Noch herrlichere Trümmer der altperuanischen Kunststraßen haben wir auf dem Wege zwischen Loja und dem Amazonenstrom bei den Bädern der Inka gesehen.

Von den zwei Systemen der gepflasterten, mit platten Steinen belegten, bisweilen sogar mit zementierten Kieseln überzogenen Kunststraßen ging das eine durch die weite und dürre Ebene zwischen dem Meeresufer und der Andenkette, das andere auf dem Rücken der Kordilleren selbst entlang. Meilensteine gaben oft die Entfernung in gleichen Abständen an. Brücken dreierlei

Art, steinerne, hölzerne oder Seilbrücken, führten über Bäche und Abgründe, Wasserleitungen zu den Tambos (Herbergen) und festen Burgen.

Beide Systeme von Kunststraßen waren nach dem Zentralpunkt Cuzco, dem Sitz des großen Reiches gerichtet. Die Höhe dieser Hauptstadt ist 3471 Meter über dem Meeresspiegel.

Da die Peruaner sich keines Fuhrwerkes bedienten, die Kunststraßen nur für Truppenmarsch, Lastträger und Scharen leicht bepackter Lamas bestimmt waren, so findet man sie, bei der großen Steilheit des Gebirges, hier und da durch lange Reihen von Stufen unterbrochen, auf denen Ruheplätze angebracht sind.

Die spanischen Eroberer Francisco Pizarro und Diego Almagro, die sich mit so vielem Vorteil auf ihren weiten Heerzügen der Militärstraßen der Inka bedienten, fanden für die spanische Reiterei eine besondere Schwierigkeit da, wo Stufen und Treppen die Kunststraßen unterbrachen. Das Hindernis war um so größer, als die Spanier sich am Anfang der Konquista (Eroberung) bloß der Pferde, nicht der bedächtigen, im Gebirge jeden Fußbreit gleichsam überdenkenden Maultiere bedienten. Erst später kam der Gebrauch der Maultiere in der Reiterei auf.

SCHWIMMENDE POSTBOTEN

Trotz der großen Bewunderung, die die ersten Konquistadoren den Kunststraßen und Wasserleitungen der Peruaner gezollt haben, sind die einen und die anderen nicht bloß vernachlässigt, sondern mutwillig zerstört worden.

Wir waren gezwungen, den Rio de Guancabamba, der sich in den Amazonenstrom ergießt, wegen seiner vielen Krümmungen 27mal zu durchwaten, während wir hier abermals an einer uns nahen, steilen Felswand immerfort die Reste der hochaufge mauerten, gradlinigen Kunststraße der Inka sahen.



Der kleine, kaum 120 bis 140 Fuß (40 bis 45 Meter) breite Fließbach war so reißend, daß unsere schwer beladenen Maultiere oft Gefahr liefen, von der Flut fortgerissen zu werden. Sie trugen unsere Manuskripte, unsere getrockneten Pflanzen, alles, was wir seit einem Jahr gesammelt hatten. Man harrte dann am jenseitigen Ufer mit unbehaglicher Spannung, bis der lange Zug von 18 bis 20 Lasttieren der Gefahr entgangen war.

Derselbe Rio de Guancabamba wird in seinem unteren Laufe, da, wo er viele Wasserfälle hat, auf eine recht sonderbare Weise zur Korrespondenz mit der Südseeküste benutzt. Um die wenigen Briefe schneller zu befördern, bedient man sich eines schwimmenden Postboten. Man nennt ihn im Lande „el correo que nada“.

In zwei Tagen schwimmt der Postbote (gewöhnlich ein junger Indianer) von Pomáhuaca bis Tomependa, zuerst auf dem Rio de Chamaya (so heißt der untere Teil des Rio de Guancabamba) und dann auf dem Amazonenstrom. Er legt die wenigen Briefe, die ihm anvertraut werden, sorgfältig in ein weites baumwollenes Tuch, das er sich turbanartig um den Kopf wickelt. Bei den Wasserfällen verläßt er den Fluß und umgeht sie durch das nahe Gebüsch. Damit er von dem langen Schwimmen weniger ermüdet,

umfaßt er oft mit einem Arm einen Bolzen von leichtem Holz. Auch wird der Schwimmende bisweilen von einem Freunde als Gesellschafter begleitet. Für den Proviant brauchen beide nicht zu sorgen, da sie in den zerstreuten, reichlich mit Fruchtbäumen umgebenen Hütten überall gastliche Aufnahme finden. Der Fluß ist glücklicherweise frei von Krokodilen.

Ich selbst habe in der Tat bald nach meiner Rückkehr in Paris Briefe aus Tomependa auf dem eben beschriebenen Wege erhalten.

Viele wilde Indianerstämme, die an den Ufern des oberen Amazonenflusses wohnen, machen ihre Reisen auf ähnliche Weise, gesellig stromabwärts schwimmend. Ich hatte Gelegenheit, so 30 bis 40 Köpfe (Männer, Frauen und Kinder) im Flußbett bei ihrer Ankunft in Tomependa zu sehen.

DER SÜDSEE ENTGEGEN

Wir blieben 17 Tage in dem heißen Tal des Oberen Marañon oder Amazonenflusses.

Um von da aus an die Küste der Südsee zu gelangen, erklimmt man die Andenkette erneut. Man erreicht, noch mehr ansteigend, die berühmten Silbergruben von Chota und beginnt von da an über das Hochland von Cajamarca, wo das blutigste Drama der spanischen Konquista spielte, in die peruanische Niederung hinabzusteigen.

3900 Meter über dem Meere fanden wir Muschelversteinerungen von 37 Zentimeter Durchmesser, versteinerte Austerschalen und Seeigel.

Wir stiegen weiter nach Süden den östlichen Abhang der Kordillere hinan und gelangten in eine Hochebene, in der uns der Silberberg Gualgayoc bei einbrechender Nacht einen wunderbaren Anblick gewährte. Die höchsten Gruben liegen 469 Meter über

der Sohle des tiefsten Stollens. Der Umriß des Berges ist durch unzählige turm- und pyramidenähnliche Spitzen und Zacken unterbrochen.

„Unser Berg“, sagte ein reicher Grubenbesitzer, mit dem wir fuhren, „steht da, als wäre er ein Zauberschloß.“

Der Silberberg Gualgayoc ist bis zu seiner größten Höhe von vielen hundert, nach allen Seiten angesetzten Stollen durchlöchert. Aber auch natürliche Spaltöffnungen bieten die Masse des kieselartigen Gesteins dar, durch die das in dieser Gebirgs-höhe sehr dunkelblaue Himmelsgewölbe dem am Fuß des Berges stehenden Beobachter sichtbar wird. Die Sonderbarkeit eines solchen Anblicks wird noch durch viele kleine Stollenhäuser und Menschenwohnungen vermehrt, die an dem Abhang des festungs-artigen Berges da nestartig hängen, wo eine kleine Bodenfläche es irgend erlaubt hat.

Die Bergleute tragen die Erze auf steilen, gefährlichen Fuß-pfaden in Körben zu den Schmelzhütten hinab.

Wir wohnten, den Gruben nahe, in der kleinen Bergstadt Mi-cuipampa, die 3618 Meter hoch über dem Meer liegt. Wenngleich nur wenig vom Äquator entfernt, gefriert dort in jeder Wohnung einen großen Teil des Jahres hindurch nächtlich das Wasser.

In dieser vegetationslosen frostigen Einöde leben 3000 bis 4000 Menschen, denen alle Lebensmittel aus den warmen Tälern zugeführt werden müssen.

Wenn man endlich die letzte jener Bergwildnis erreicht hat, so blickt man um so freudiger in das fruchtbare Tal der alten Inka-Residenz Cajamarca hinab. Es ist ein reizender Anblick, denn das Tal, von einem Flüßchen durchschlängelt, bildet eine Hochebene von ovaler Form. Der Boden ist von der herrlichsten Fruchtbarkeit, voll Ackerfeld und Gartenbau, mit Alleen von Weiden, von großblütigen roten, weißen und gelben Datura-Abarten, von Mimosen und schönen Bäumchen durchzogen.

In der Ferne sieht man die Rauchsäulen der warmen Bäder von

Pultamarca aufsteigen, die noch heute den Namen baños del Inca führen. Von der Burg und dem Palast des Inka Atahuallpa sind nur schwache Reste übriggeblieben. Die Wut, in der die spanischen Eroberer, von Golddurst getrieben, schon vor dem Ende des 16. Jahrhunderts Mauern umstürzten und die Fundamente aller Wohnungen unvorsichtig schwächten, um nach tiefliegenden Schätzen zu graben, hat die Zerstörung beschleunigt.

Der Palast des Inka lag auf einem Hügel, der ursprünglich an der Oberfläche derart behauen und ausgehöhlt worden war, daß er die Hauptwohnung fastmauerartig umzingelt. Man zeigte uns in dem Hauptgebäude das Zimmer, in dem der unglückliche Atahuallpa vom Monat November 1532 an neun Monate lang gefangen gehalten wurde; man zeigt auch den Reisenden die Mauer, an der er das Zeichen machte, bis zu welcher Höhe er das Zimmer mit Gold füllen wollte, wenn man ihn freiließe. Aber seine spanischen Feinde kannten keine Gnade.

Wir blieben fünf Tage in der Stadt des Inka Atahuallpa, die damals kaum noch 7000 bis 8000 Einwohner zählte. Die große Menge Maultiere, die der Transport unserer Sammlungen erforderte, und die sorgfältige Auswahl der Führer, welche uns über die Andenkette bis in den Eingang der langen, aber schmalen peruanischen Sandwüste geleiten sollten, verzögerten die Abreise.

Die Sehnsucht, endlich wieder der freien Ansicht des Meeres uns zu erfreuen, nachdem wir nun schon 18 Monate lang ununterbrochen das einengende Innere eines Gebirgslandes durchstrichen hatten, wurde durch die Täuschungen erhöht, denen wir so oft ausgesetzt waren.

In die Sehnsucht nach dem Anblick der Südsee vom hohen Rücken der Andenkette mischte sich das Interesse, mit dem ich schon als Knabe auf die Erzählung von der kühnen Expedition des Vasco Nuñez de Balboa gelauscht, des glücklichen Mannes, der als erster Europäer vom amerikanischen Festland aus den östlichen Teil der Südsee erblickte. Was so durch kindliche Ein-

drücke in uns erweckt wird, nimmt später eine ernstere Richtung an, wird oft ein Motiv wissenschaftlicher Arbeiten, weitführender Unternehmungen.

Als wir auf dem schroffen Gebirgsrücken endlich den höchsten Punkt erreicht hatten, erheiterte sich plötzlich das lang verschleierte Himmelsgewölbe. Ein scharfer Südwestwind verscheuchte den Nebel. Das tiefe Blau der dünnen Bergluft erschien zwischen den engen Reihen des höchsten und gefiederten Gewölkes. Der ganze westliche Abfall der Kordillere war mit ungeheuren Quarzblöcken bedeckt; die Ebenen bis zum Meeresufer lagen, wie in wunderbarer Nähe, vor unseren Augen.

Wir sahen nun zum erstenmal die Südsee; wir sahen sie deutlich in Küstennähe eine große Lichtmasse zurückstrahlen, ansteigend in ihrer Unermeßlichkeit gegen den mehr geahnten Horizont. Die Freude, welche meine Gefährten, Bonpland und Carlos Montufar, lebhaft teilten, ließ uns alles vergessen . . .



AUSKLANG

Mit dem Anblick der Südsee war Alexander von Humboldts Wissensdurst keineswegs schon gestillt. Am 5. Dezember 1802 schifften er und seine Begleiter sich ein und segelten an der Westküste Südamerikas entlang nach Norden. In anderthalbjähriger gewissenhafter Arbeit durchforschte Humboldt Mexiko, die Insel Cuba und den Süden der Vereinigten Staaten von Amerika.

Zurückgekehrt nach Europa, lernte er in Paris den jungen venezuelischen Aristokraten Simon Bolivar kennen. Humboldt kannte durch seine Forschungen die südamerikanische Heimat des jungen Mannes besser als dieser selbst. Eindringlich stellte er ihm vor Augen, wie elend es um die spanischen Kolonien bestellt war, welche Reichtümer der Natur dort darauf warteten, dem Menschen nutzbar gemacht zu werden.

Nur wenige Jahre später kehrte Simon Bolivar nach Südamerika zurück und wurde der Führer im Unabhängigkeitskampf gegen die spanische Kolonialherrschaft. Er wurde „El Libertador“, der Befreier Südamerikas.

Nicht weniger Bedeutung hatten Humboldts Forschungen in Mexiko für die Befreiung auch dieser Kolonie vom spanischen Joch. Humboldt, der sich ja in Preußen nie wohl gefühlt hatte und sich nach seiner großen Expedition erst recht nicht mehr einleben konnte, spielte sogar mit dem Gedanken, sich für immer in Mexiko niederzulassen. Das war 1824. Mexiko hatte seinen Freiheitskampf eben erst siegreich beendet.

Der mexikanische Außenminister schrieb ihm damals: „Durch Ihre lichtvollen Werke kann man sich ein Bild dessen machen, was Mexiko unter einer guten Verfassung werden könnte... Das ganze Volk ist von dem Gefühl der Dankbarkeit für Ihre Arbeiten erfüllt, die der Welt gezeigt haben, was es zu werden imstande ist...“

Die Stadt Mexico ernannte Humboldt zu ihrem Ehrenbürger.

Gegen die Negersklaverei auf der Insel Cuba und in den Südstaaten der USA erhob Humboldt scharfe Anklage. Er forderte von den verantwortlichen Regierungen Gesetze, die der Unmenschlichkeit ein Ende bereiten sollten. Er hatte erlebt, daß Negerkinder nach Gewicht verkauft wurden wie Schlachtvieh, und er hatte Sklaven gesehen, denen ihr Herr mit glühendem Eisen ein Brandmal in die Haut gebrannt hatte, als Zeichen des Besitzes. Die Erinnerung daran ließ ihn sein ganzes Leben nicht mehr los.

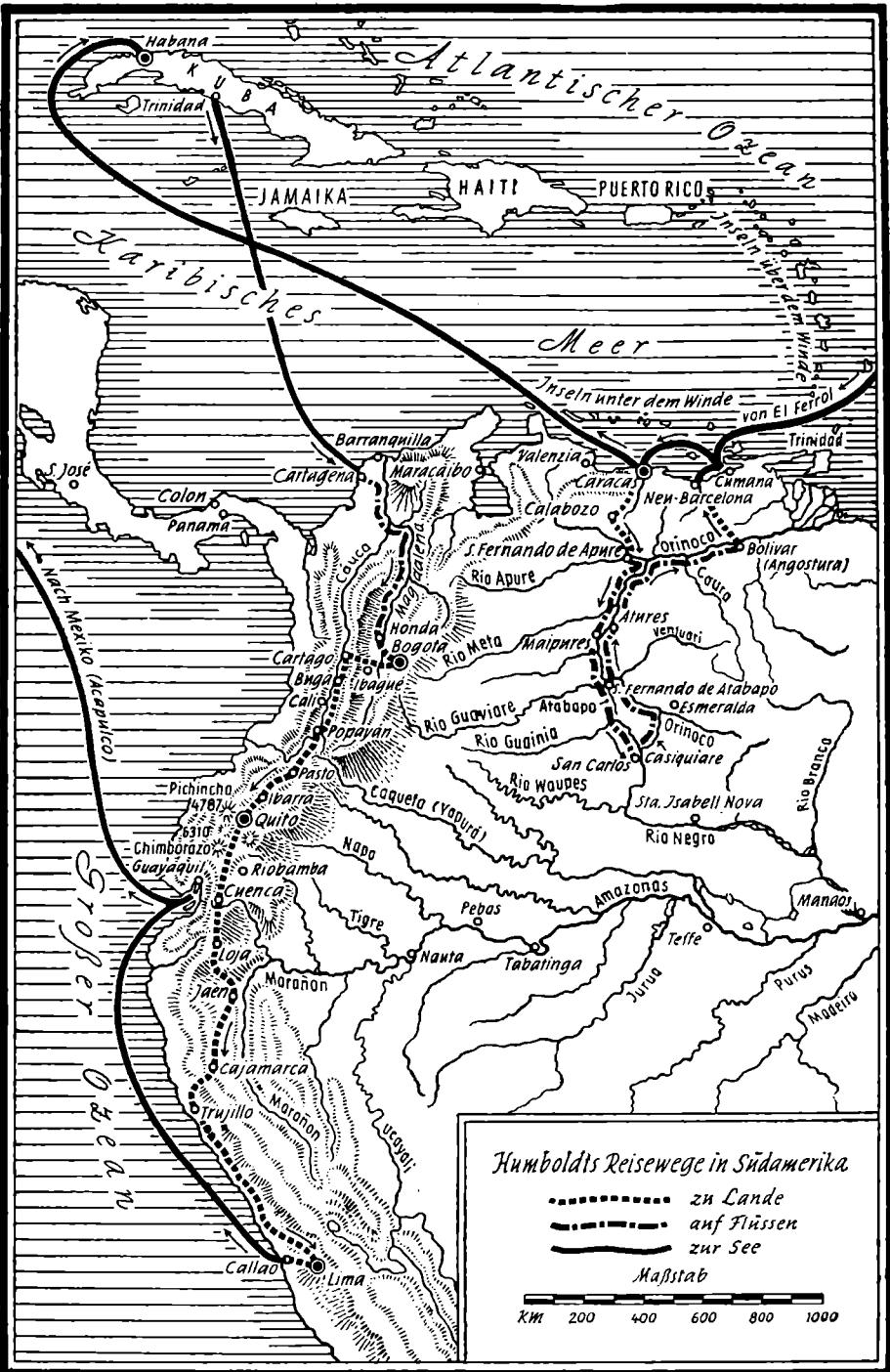
Nach immerwährenden Bemühungen erreichte er, daß am 24. März 1857 in Preußen ein Gesetz erlassen wurde, in dem es hieß, daß „jeder Schwarze frei werden wird, sobald er preußischen Boden betritt“.

Heute ist zwar der amerikanische Neger dem Gesetz nach kein Sklave mehr, aber er wird noch immer so behandelt. Zu Humboldts Lebzeiten gelang es den Völkern in Süd- und Mittelamerika und in Mexiko, das spanische Joch abzuschütteln. Heute sind sie dabei, auch das Joch des amerikanischen Imperialismus abzuwerfen.

Wir, die wir Freundschaft mit allen Völkern halten, ungeachtet ihrer Rasse, bekennen uns zu dem schönen Wort Alexander von Humboldts:

„Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jener unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen ... Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt.“





Die Zusammenstellung des Humboldtschen Textes erfolgt aus den Werken:

„Reise in die Äquinoktialgegenden des Neuen Kontinents“

„Ansichten der Natur“

„Kosmos“ I. Teil

„Pittoreske Ansichten der Kordilleren und Monamente amerikanischer Völker“

sämtlich: Cotta, Tübingen, 1859–1860

Briefe A. v. Humboldts an seinen Bruder Wilhelm.

Herausgegeben von der Familie Humboldt in Ottmachau, Berlin 1923

Einleitungs- und Schlußkapitel stützen sich auf:

Otto Ule: „A. v. Humboldt. Biographie für alle Völker der Erde“. Berlin, 1869

W. C. Wittwer: „Alexander v. Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken. Den Freunden der Naturwissenschaft dargestellt“. Leipzig, 1861

H. Scurla: „A. v. Humboldt. Sein Leben und Wirken“. Berlin, Verlag der Nation, 1955

Das Porträt Alexander von Humboldts wurde von Ernst Jazdzewski nach einem Gemälde von Friedrich Weitsch nachgezeichnet

INHALTSVERZEICHNIS

- „Lieber Apotheker als Kammerherr“ 7
Die Steppe 19
Wenn der Regen kommt 23
Kampf der Pferde mit den Zitteraaalen 25
Ein ungewöhnliches Nachtlager 29
Auf dem Rio Apure 31
Krokodile, Tiger und Kariben 33
Mit einem Tiger allein 36
Unter den Karaiben 39
Schildkröteneier werden geerntet 44
Gefährliches Manöver auf dem Orinoko 51
Indianermoden 54
Zivilisation mit Cepo und Peitsche 58
„Eroberung der Seelen“ 61
Die Guahibos verlassen die Mission San Borja 64
Der verspielte Jaguar 67
Die kleinsten Raubtiere 68
Indianische Töpferkunst 70
Der Fels der Guahiba 74
Heilendes Uzaowasser 78
Kanubau und Kautschukgewinnung 79
Ein Gott im Haus – ein kranker Gott 81
Den Rio Negro erreicht 82
Ameisenpastete 84
Der Gefangennahme entgangen 86
Undurchdringliche Ufer 88
Opfer der Jaguare 91
Die Orinokogabelung ist bewiesen 92
Pfeilgift 94
„Brasilianische Kastanien“, Blasrohre und Baum-Hemden 99
Anklage gegen die Eroberer 101
Die Sage vom großen Amalivaca 104
Verdächtige Naturforscher 106
Zerepe hat Kummer 108
Die Höhle von Ataruipe 110
Verhängnisvoller Aufenthalt im Wasserfall 114
Vom Teufelspulver der Otomaken 116
Fieber 118
Über die Kordilleren ins Inka-Reich 121
Menschen als „Pferde“ 124
Der Vulkan brennt 126
Höher als je zuvor ein Mensch 129
Die Kunststraße der Inka 132
Schwimmende Postboten 133
Der Südsee entgegen 135
Ausklang 139



Im Sommer 1799 brach Alexander von Humboldt nach Amerika auf und verwirklichte mit beispielhafter Tatkraft seinen Kindheits- und Jugendtraum. Auf gefährvollen Expeditionen lernte er das Leben der südamerikanischen Indianer kennen und ergründete das Geheimnis des Stromes Orinoko. Auf fußbreiten Pfaden überquerte er die Kordilleren, er sah die Zeugnisse des sagenumwobenen Indianerreiches der Inka. Als erster wagte er die Besteigung des Sechstausenders Chimborazo und kam dem Gipfel bis auf wenige hundert Meter nahe. Nie zuvor hatte ein Mensch diese Höhe erreicht. Alexander von Humboldt durchforschte Mexiko, Kuba und den Süden der USA. Als er, längst totgesagt, nach fünf Jahren heimkehrte, wurde er gefeiert als der Wiederentdecker Amerikas.

Der Kinderbuchverlag Berlin